

III

Geruch, Geschmack und Gespür

Rolf Dragstra

Der witternde Prophet Über die Feinsinnigkeit der Nase

Der Dinge, die ich in eurer Welt am liebsten habe, sind drei: die Frauen, die Wohlgerüche und mein Augentrost im Gebet.

Mohammed

Es ist bekannt, mit welcher Wertschätzung im Morgenlande Gewürz und Wohlgeruch belegt waren (Gold, Weihrauch und Myrrhe); allen Hochkulturen des Ostens sind Künste der Verfeinerung aller Sinnesempfindungen eigen, einschließlich der Ausbildung jener esoterischen artes eroticae, in welche die verschiedensten kultivierten Sinnesempfindungen rituell einbezogen waren. Die Blüte erotischer Assoziationskraft wird der Nase wohl im Hohenliede Salomonis zuteil, das von den Wohlgerüchen Arabiens nur so durchströmt ist:

»Deine Liebe ist lieblicher als Wein, und der Geruch deiner Salben übertrifft alle Gewürze. Von deinen Lippen, meine Braut, träufelt Honigseim. Honig und Milch sind unter deiner Zunge, und der Duft deiner Kleider ist wie der Duft des Libanon . . . Du bist gewachsen wie ein Lustgarten von Granatäpfeln mit edlen Früchten, Zyperblumen mit Narden, Narde und Safran, Kalmus und Zimt, mit allerlei Weihrauchsträuchern, Myrrhe und Aloe, mit allen feinen Gewürzen . . . Steh auf, Nordwind, und komm, Südwind, und wehe durch meinen Garten, daß der Duft seiner Gewürze ströme! . . . Seine Wangen sind wie Balsambeete, in denen Gewürzkräuter wachsen. Seine Lippen sind wie Lilien, die von fließender Myrrhe triefen . . . Dein Leib ist wie ein Weizenhaufen, umsteckt mit Lilien . . . Deine Nase ist wie der Turm auf dem Libanon, der nach Damaskus siehet . . . Laß deine Brüste sein wie Trauben am Weinstock und deiner Nasen Ruch sein wie Äpfel.«¹

Die Gewinnung und kultische Anwendung von Essenzen aromatischer Hölzer und Pflanzen erreichte vor allem in Indien früh einen hohen Stand, dessen Fernwirkung bis nach Japan drang: dort wurden solche importierten Extrakte in rituellen Ratespielen (Kôdô) während der Teezeremonie verwendet. Aus Japan ist so-

gar die höchst sublimen Erfindung einer Geruchsuhr (Koban-Do-kei) überliefert, die vor allem in Tempeln Verwendung fand: In sukzessiver Folge verströmen aus glühendem Räucherwerk Düfte in die geweihten Räume, welche dem feinsinnigen, hochgebildeten Riecher die Zeit zu künden vermögen.²

Von Anbeginn des merkantilen Austauschs erregten die Wohlgerüche Arabiens in abendländischen Breiten heftiges Auf-richten; sie verblieben aber doch bis heute – an der Weise ihrer Anpreisung abzulesen – im Ruche exotischer Extravaganz. Mit Ausnahme vielleicht einzig jener Pflänzchen, die zu festen Bestandteilen der nationalen kulinarischen Traditionen wurden. Das gilt auch und vor allem für das Reich der Parfums, die in einem Landstrich ihre Produktionsstätten fanden, der als geo-politisch-klimatisch prädestinierte Küche der Wohlgerüche bezeichnet werden muß:

Die Heimat des Lavendels ist jener Grenzzone zuzurechnen, in der sich auf erregende Weise Orient und Okzident durchdrangen; sie ist auch die Heimat der Troubadoure, die wehmütig, wie von ferne, übers Gebirge hinweg, jene aus Spanien herüberwehenden herzerreißenden orientalen Schreie des Liebesschmerzes vernommen haben müssen, um sie wie ein dunkles Ferment, eine verborgene Kraftwürze, ein schweres Parfum von Ambra und Moschus ihrem Minnesang einzuprägen.

Doch die Kultivierung der Parfums ums provenzalische Grasse verbleibt als Fabrikgeheimnis hinter den verschlossenen Türen der Produktion, wohingegen die Anwendung derselben dem privaten Käufer überlassen bleibt:

Wohl mit Ausnahme jenes Wissens, das in der Kochkunst akkumuliert und überliefert wurde, ist in unseren Breiten herzlich wenig von der Ausprägung eines zwar esoterischen, aber doch nicht privaten, gesellschaftlich gültigen, kulturellen Wissens festzustellen, das sich in der genauen Vorschreibung körpertechnischer Rituale um die kunstvolle Verfeinerung sinnlicher Empfindungen rankt.

Im Unterschiede zu allen anderen Kulturen steht uns jedoch an Stelle solcher Weisheit etwas anderes zu Gebote: die – wie könnt' es anders sein – abendländische Philosophie und Wissenschaft . . .

Ein allerdings höchst kultiviertes, diskursives, von unzähligen technischen Ritualen umlagertes Wortgeflecht, das sich aber in

Hinsicht aufs Interesse an den Sinnesvermögen zunächst insbesondere aufs Sehvermögen stützt (stürzt), welches seit dem Sonnengleichnis des Plato als Sinnbild rechter philosophischer Erkenntnis gilt:

Denn die Kunst als die Wissenschaft des rechten Sehens, die geometrische Abbildbarkeit aller Wesen und Dinge ermöglichend (so wie da Vinci sie propagiert), ist in der Tat die hohe Schule jenes distanzierten analytischen Blicks der beobachtenden Vernunft, deren Interesse sich erst relativ spät und zunächst nur sporadisch auf neuzeitlich-wissenschaftliche Weise auch mit dem Geruchssinn befaßt.

Vielleicht etwa von jenem Tage ab, an dem dem hochberühmten Robert Boyle (1627-91) nach dreißig Jahren wieder einmal seine parfümierten spanischen Handschuhe unter die Nase geraten, deren Duft ihm mit unverminderter Stärke in dieselbe steigt; Newton soll eine ähnliche Beobachtung gemacht haben.³

Um aber nicht vorschnell und zum Betrübnis des geneigten Lesers aus morgenländischen Duftgefilen in die sterilen Kammern der Olfaktorien⁴ des physiologischen Experiments zu geraten, wolle man doch noch ein wenig an der Schwelle zum Abendlande verweilen. Denn wenn auch in den Zeiten scholastischer Spekulation und frühneuzeitlichen Philosophierens das Interesse an der Nase, ihren Fähigkeiten und Genüssen schriftlich nur wenig sich niederzuschlagen scheint⁵, so ist dies vielleicht um so mehr Anzeige dafür, wie farbig und unverblümt sie in jener zwar furchtbaren, aber doch sinnenfrohen Zeit in aller Munde war.

In aller Munde: es ist die Sprache, in der die von alters her den Gerüchen und dem Erker unseres Gesichts zugeschriebenen physiognomischen Bedeutungen und vielfältigen Assoziationen aufbewahrt bleiben, oft von Dichtern überliefert, wie versteinerte Zeugen gesellschaftlich gültiger Naseweisheiten, die bis in sehr frühe Zeiten der menschlichen Sozietäten zurückverweisen.

So scheinen viele Völker sich irgendwann einmal (wie zuweilen noch heute) »nicht haben riechen zu können«, was zumindest die tiefe kulturelle Bedeutung des Geruchssinns als Werkzeug eines spürenden Wiedererkennens anzeigt, zugleich auch, wie sehr dieses Organ im wahrsten Sinne des Wortes ein »Sensorium des Vorurteils«⁶ ist.

Andere vielleicht auf früheste Zeiten menschlichen Zusammenlebens zurückzuverfolgende assoziative Bedeutungen sind etwa

Begriffe wie »stinkreich«, »stinkvornehm«: Den Armen wird zwar oft ein übler Geruch zugeschrieben (einfallsloserweise »Arme-Leute-Geruch« genannt), doch es sind die Mächtigen und Reichen, die stinken. Und hier dreht es sich wohl um mehr als die bloße Konstatierung des Gebrauchs von Parfums; Sartre erinnert sich des üblen Atems eines seiner Lehrer, den er trotz Überwindung eines »leichten Ekels« mit einem »entzückenden Widerwillen« in sich aufnahm. Wenngleich der Kleine die parfümierte Haut der Mutter gern küßt, so schätzt er doch »das anstrengende und gemischte Vergnügen in der Gesellschaft älterer Männer« höher ein.⁷

Es ist die Macht, nicht bloß (oder vielmehr erst später) die des Geldes, von der ein starker, scharfer, ein »mächtiger Geruch« ausgeht, der Imponiergestank der hohen Tiere, der alten Böcke, der Herdenchefs, die ihre Sippschaft »anstinken«, der infernalische Gestank des mittelalterlichen altbösen Feindes, der als Ziegenbock die Hexen um sich schar.⁸ Aufgeblähte Nüstern, heftiges Geschnaube zeigen bei Menschen (wie bei Pferden) kraftstrotzendes Gehabe und mächtigen Zorn an; auch Gott wird (2. Sam. 22; 8,9) solch tierische Gebärde zugeschrieben:

»Die Erde bebte und wankte, die Grundfesten des Himmels bewegten sich und bebten, da er zornig war. Rauch stieg auf von seiner Nase und verzehrend Feuer aus seinem Munde, Flammen sprühten von ihm aus.«

Betreffs der Physiognomie sind vor allem zwei konträre – oder komplementäre? – assoziative Stränge zu verzeichnen: Einerseits verweist die Situierung, Profilierung und Größe des Gesichtserkers im Verhältnis zu den übrigen Teilen des Antlitzes oft deutlich auf die noch stärkere, unübersehbare, absurde Profilierung des ganz geistlosen Organs männlicher Prächtigkeit;⁹ andererseits scheint die genauere Form der Nase ein Anzeiger der mehr oder weniger ausgeprägten Feinsinnigkeit, Witterungskraft des Menschen zu sein (»der Nase nach«), Gradmesser für Gespür, Witz und Verstand. Diese verschiedenen Assoziationen überlagern sich oft in Gestalt derb sinnlich eingefärbten Übermutes und Fürwitzes: »seine Nase überall hineinstecken«¹⁰, jemanden »an der Nase herumführen«, d. h. auch »bei der Nase zupfen« oder einem eine Nase »drehen« oder »machen«; einem »auf die Nase kommen«, »unter die Nase treten« (angreifen); »auf der Nase geigen« oder »tanzen« (necken) etc. etc.¹¹

»Bei höherer Bildung und mächtigem, lebendigem Streben des Menschen von innen heraus tritt das Gesichtsgepräge schärfer, der Schnabel bestimmter gezeichnet hervor, die stattliche Nase bezeichnet Verstand«, so Ernst Moritz Arndt, dessen Anschauung auch in alten Sprüchen wie »Lang und hohe Nass/zeigt an Weisheit gross« (Fischart)¹² angezeigt wird; man denke auch an die enorme Benastheit¹³ alter Volksgeister, Dämonen und Hexen, deren Gestalt sich allerdings noch akzentuierter deuten läßt: »Spitze Nase un spitzen Kinn,/daar sitt der levendige Düvel in.«¹⁴

Allgemein scheinen große Nasen höhere Wertschätzung als kleine zu genießen, was schon die Physiognomia des Apuleius festhält; ja selbst wem eine »Gurke« im Antlitz gewachsen ist, wird noch mit wenn auch wohl eher zweideutiger Anerkennung bedacht: »Der ist beim Nasenausteilen nicht zu kurz gekommen.«¹⁵ Die Adlernase (Kaiser Maximilians z. B.) hat im Mittelalter hohes Ansehen; zeigt Stolz, Hochherzigkeit, nach Paracelsus auch Strenge und Weisheit gepaart mit Barmherzigkeit und Gerechtigkeit an, wohingegen letzterer der stumpfen Nase Bosheit, Falschheit und einen hurischen Charakter unterschiebt.¹⁶

Die Farbe der Nase wird gern und häufig auf die Trunksucht bezogen: »Seine purpurrote Nase/zeigt Bekanntschaft mit dem Glase.«¹⁷ Die Nase überhaupt, in ihrem bloßen Dasein, scheint schon eine solch kennzeichnende Kraft und Wertschätzung genossen zu haben, daß sie des öfteren – wie heute noch etwas dünn im »pro Nase« – für die ganze Person in ihrer Befindlichkeit einzustehen vermag; Goethe: »... und stund, ehe ich mich's versah, mit der Nase wieder an dem Fluß.« J. Aurer (1454): »Und mach' ein Ordnung zu der Schlacht,/Fürwahr, es wird bleich Nasen geben.« Jeremias Gotthelf: »Sie fand die meisten Gäste schöner an der Ferse als an der Nase.« (D. h. von hinten: wenn sie gingen ...) Ebenderselbe: »Du hast einen guten Kerl an der Hand, der macht dir das Höflein zuweg, daß es eine Nase hat.«¹⁸ Eine Art haben, eine Form gewinnen – Luther: »Ich höre, das wol fünff Mal dis Edict sei verendert, und haben viel sich dran geerbeit, noch hat es nirgends wöllen eine Nasen gewinnen, die im wol stünde.«¹⁹

Endlich seien als Kuriosa noch die »goldene« und die »wächserne« Nase angeführt; erstere gewinnt, wer mit Geschick ans große Geld gerät, während zur letzteren Joh. Heinr. Zedler bemerkt: »Wächserne Nase wird von vielen Spottweise nur die sonst so heilsame Justiz und Rechtsgelehrsamkeit genennet, weil sich

nemlich die sonst in dem gemeinen Wesen so nöthigen, als nützlichen, Rechte und Gesetze, nach ihrer Meynung, eben wie eine wächserne Nase, bald auf diese, bald auf jene Seite drehen und wenden lassen . . . hat ein gewisser ungenannter und unter dem Namen Albanus von Spinetto versteckter Gelehrter in einem besonderen Tractate ausgeführet, welchem er den Titel vorgesetzt:

Politische Schnupf-Tobacks-Dose vor die wächserne Nase der Justiz . . .²⁰

Korfs Geruchssinn ist enorm,
doch der Nebenwelt gebricht's! –
und ihr Wort: »Wir riechen nichts«
bringt ihn oft aus aller Form.

Und er schreibt wie Stendhal Beyle
stumm in sein Notizbuch ein:
Einst, nach überlanger Weile,
werde ich verstanden sein.

Ch. Morgenstern

In der griechischen Antike ist die erste Abhandlung, die Übel- und Wohlgerüche eingehender in theoretischer Absicht diskutiert, wohl die aus dem 2. oder 3. Jahrhundert v. Chr. stammende Schrift des Theophrastos über die Physiologie der Sinne (*περὶ αἰσθησέων*), in der auch die voraristotelischen Lehrmeinungen zur Thematik rekapituliert werden. Die frühesten von daher datierenden Spekulationen sind die Demokrits (ca. 400 v. Chr.), welcher die Gerüche auf die Form atomarer Strukturen der betreffenden Stoffe zurückzuführen suchte; Plato hingegen behauptete die Unmöglichkeit der Klassifikation der Gerüche, deren Unzahl sich je nach Wirkung auf den Leib in erfreuliche und unerfreuliche einteilen lasse; er spricht vom Geruchs»nebel«, der als feucht-flüchtige Dunstemanation die Wesen und Dinge umgibt, und ortet das Reich der Gerüche in der Mischung wäßriger und luftiger Substanzen. Auch Theophrastos, der den Versuch einer Klassifikation der Gerüche nach ihren Wirkungen unternimmt, hält den Begriff der Mischung wie Plato für essentiell, ortet aber die Gerüche in trockenen, durchsichtigen Ingredienzen des Geschmacks (wobei das Diaphane die Vermittlung des Luftigen mit dem Wasser leistet); damit wird zugleich deutlich die Vermischtheit von Geschmack und Geruch betont.²¹

Die Frage nach der Klassifizierbarkeit, nach der Bedingtheit der Düfte durch atomare oder molekulare Strukturen, nach dem Zusammenhang von Geschmack und Geruch umreißen in bemerkenswerter Kontinuität den Boden auch der neuzeitlichen sinnesphysiologischen Forschung, deren Antworten auf solche Fragen häufig ähnlich disparat ausfallen wie die Spekulationen der Alten; denn der Geruchssinn scheint sich, auch im Vergleich zu den übrigen vier²², der experimentellen Untersuchung auf oft seltsame Weise zu entziehen, durch die immer wieder zu groben Maschen derselben zu schlüpfen; daher müssen viele so alter Fragen wie die oben angeführten als nach wie vor wissenschaftlich ungeklärt gelten.

In der Frage der Verwandtschaft von Geruch und Geschmack ist man allerdings ein gutes Stück vorangekommen. Untersuchungen an den verschiedenen Wirbeltieren (zu Lande) haben ergeben, daß die Größe des »Riechlappens« oder »Riechkolbens« (lobus oder bulbus olfactorius), also des von der Schleimhaut bedeckten Organs im Naseninnern (durch gasförmige Duftreize affizierbar), der Größe nach der Ausprägung der oralen Organe (durch Reize in flüssiger Form affiziert) entsprechen. Ludwig Edinger prägt daher 1911 für beide Sinne den vereinigenden Begriff des »Oralsinns«²³, der durch vergleichende Untersuchungen an anderen Tieren noch erhärtet wird: Die Haut der ontogenetisch als Vorläufer der Wirbeltiere zu betrachtenden Fische ist in ihrer Gänze Schleimhaut; Fische riechen-schmecken mit dem ganzen Körper, über den in verschiedener Konzentration Chemorezeptoren verteilt sind; die weitere quantitative Konzentration und Trennung, Einstülpung der Organe ins Körperinnere ist mit der Umstellung aufs Landleben verknüpft; Amphibien wie die Frösche stehen auch in Hinsicht aufs Olfaktorische auf der Schwelle dieser Entwicklung.²⁴

Die fundamentale Bedeutung des Geruchssinnes für uns Landbewohner wird dadurch offenbar, daß vor allen anderen Nervenbahnen im Großhirn die Riechbahnen markhaltig werden.²⁵

Die Feinheit auch des menschlichen Geruchssinnes ist ganz im Gegensatz zu Auffassungen, die ihn im Vergleich zur Tierwelt als organisch verkümmert hinstellen, durch viele Experimente belegt, in denen Reizschwellen in der Geruchswahrnehmung gemessen und verglichen wurden. Schon 1886 gelang es in ihrem Olfaktorium²⁶ den Nasen von Emil Fischer und Franz Penzoldt, Merkap-

tan in einer 250mal niedrigeren Konzentration nachzuweisen als etwa Bunsen und Kirchhoff mit ihrem Spektroskop Natrium. Diese Überlegenheit der Nase gegenüber der Spektroskopie im Nachweis von Stoffen blieb kein Einzelfall; Henning faßt die ersten olfaktorischen Untersuchungen zwanzig Jahre später zusammen:

»Bei manchen Duftkörpern würde ein Gramm ausreichen, um sämtlichen (1,6 Milliarden) Bewohnern unseres Erdballs eine eben merkliche Geruchsempfindung zu verschaffen. Eine scharfe Nase bemerkt die Anwesenheit eines ausgiebigen Riechstoffes 100 000mal früher, als sie sich spektralanalytisch nachweisen läßt. Daß der Geruchssinn unser *empfindlichster* Sinn ist, steht danach ganz außer Frage.«²⁷

»Die Reaktionsschwelle der einzelnen Geruchsrezeptoren liegt also bei Menschen in der gleichen Größenordnung wie beim Hund oder Seiden Spinner. Für die höhere Empfindlichkeit des gesamten Riechsystems einiger Tiere ist evtl. die größere Zahl der Rezeptoren (Vergrößerung der Trefferchancen für Duftmoleküle) oder eine niedrigere zentrale Schwelle verantwortlich.«²⁸

Des Menschen Nase schlägt sich also recht wacker im Vergleich zur Witterungskraft des Hundes, der gleichwohl unter allen Vierbeinern als absoluter Spezialist gelten muß; oder zum Spürsinn der Aale und Lachse, die vermutlich an Hand von »Geruchsketten« nach langer Wanderung an die genauen Orte ihrer Abkunft zurückkehren; oder zur enormen Leistungskraft der ganz falsch als Fühler bezeichneten Riecher des Schmetterlings, der über ein Dutzend Kilometer weit den Lockstoff des Weibchens aufnimmt und zur Paarung startet.

Die größten Rätsel scheinen der olfaktorischen experimentellen Praxis aber die Vögel aufgegeben zu haben, weshalb einige Ornithologen vermuten, daß der sitzende, dergestalt der direkten experimentellen Konfrontation verfügbare Vogel keine Geruchsaktivität erkennen läßt. »Wo das Aas ist, da sammeln sich die Geier« (Matth. 24, 28); doch gerade die zu Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzenden Erforschungen des Geruchssinns dieser Riesenvögel förderten die ulkigsten, widersprüchlichsten Ergebnisse zutage, die immer wieder in Zweifel zogen, ob diese Aasfresser ihre Beute wirklich riechen oder bloß mit ihrer zweifellos (hierin den Raubvögeln ähnlich) stark ausgeprägten Sehkraft erspähen; denn am Boden sitzend vermochten des öfteren Exemplare dieser Gattung bloß unter Papier verborgenes, weithin die Luft verpestendes

Fleisch selbst aus nächster Nähe nicht zu orten, obgleich in knapper Kost gehalten. Wie aber wollen in hoher Luft diese Vögel, ausschließlich Verzehrter verwesenden Fleisches, dies von zu frischem Fleische unterscheiden, das sie in jedem Fall verschmähen?²⁹

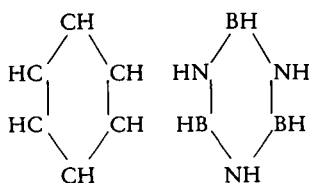
Fragen über Fragen, die in ganz anderer Form auch Nachtigallen, Schwalben, Brieftauben der Forschung aufgegeben haben; auch hier hat man die Hypothese von »Geruchsketten« aufgestellt, an Hand ihrer den erstaunlichen, auch von Hunden bisweilen behaupteten »homing sense« zu erklären versucht; doch neueste Untersuchungen an Tauben, Delphinen und auch menschlichen Nasenhöhlenknochen lassen einen »sechsten« magnetischen Sinn im olfaktorischen Gesichtsbereich vermuten, da dessen Knochen eine auffallend hohe Bluteisenkonzentration aufweisen.³⁰ Es wäre also möglich, daß so verschiedene Lebewesen wie Vögel, Fische, Menschen über einen »Nasenkompaß« verfügen, dessen »magnetischer Sinn« schon lange Gegenstand verschiedenster Spekulationen gewesen ist – ein vom Menschen einst vielleicht wirklich weidlich genutztes Potential: »Immer der Nase nach« . . .

Schon im 16. Jahrhundert begann die morphologische Untersuchung der neurophysiologischen Feinstruktur der Nasenschleimhaut. Wieweit sie bereits im frühen 18. Jahrhundert gediehen war, zeigt die überdeutliche Beschreibung der Nasenhöhligkeiten im enzyklopädischen Werke Zedlers, in ihrer seltsamen deutschen Gründlichkeit sprachlich wohl unübertroffen. Doch bis heute gibt die Bedeutung und Wirkungsweise der zentralen Bestandteile des Riechlappens viele Rätsel auf: Weder die Funktion der feinen Härchen in der Schleimhaut noch die des Schleims selbst sind entschlüsselt; die Härchen oder Zilien scheinen dem Transport von Duftmolekülen zu dienen, der Schleim, dessen chemische Natur weitgehend unbekannt ist, ist in ständiger Bewegung und wirkt als Diffusionsbarriere zwischen Riechnerven und Duftmolekülen, die je nach Löslichkeit im Schleim mehr oder weniger schnell zu ersteren vordringen. Die stark verzweigten Nervenfasern der Riechzellen (an deren Enden) gehören zu den feinsten im Wirbeltierkörper.³¹ Die einzelnen Zellen selbst scheinen allesamt unterschiedlich auf Duftstoffe zu reagieren:

»Jede Zelle antwortet (mit Hemmung oder Erregung) auf eine andere Auswahl aus einer Reihe von Riechsubstanzen als alle anderen Zellen im

gleichen Riechorgan. Die Stoffauswahl einzelner Zellen überschneidet sich häufig; Zellen mit identischen Reaktionsbereichen wurden bisher nicht gefunden.«³²

Das sich hier auftuende Puzzlespiel wird der Bedeutung gerecht, die schon die Alten in der Welt des Riechens dem Begriff der Mischung zuschrieben. Auch die demokritische Frage nach dem Zusammenhang zwischen der mikrokosmischen Struktur und dem Geruch führte in eine ebenso schwer zu vereinheitlichende Vielfalt der Bezüge hinein: Die Anordnung der Atome, d. h. die Form und auch das Gewicht der Moleküle scheint in der Tat zuweilen kennzeichnend für Gerüche; chemisch derart verwandte Gruppen wie die Mercaptane verbreiten fauligen oder Knoblauchgeruch, die Amine eher scharfe, höhere Alkohole oft blumige, Fettsäuren schweißige Gerüche.³³ Doch in all diesen organischen Gruppen gibt es jede Menge Ausnahmen von dieser Regel, und auch im molekularen Aufbau völlig verschiedene organische Verbindungen können den gleichen Duft verbreiten; bei anorganischen Verbindungen besitzen wiederum manche chemisch nicht verwandten, aber doch in ihrer Molekularstruktur, d. h. physikalisch: in ihrer Elektronenkonfiguration analoge Verbindungen gleiche Gerüche – etwa Benzin und Borazin:



Auf solche Resultate stützen sich verschiedene »Riechtheorien« wie die von M. G. J. Beets, der in die Untersuchung der funktionalen Beziehungen zwischen Molekular-»Profilen« und Gerüchen noch die Bedeutung gewisser in allen Duftmolekülen hypostasierter »osmophorischer Gruppen« einführt, also molekularer Teilstrukturen, deren Größe (im Verhältnis zum gesamten Molekulargewicht) in Hinsicht auf Geruchsintensitäten zu berücksichtigen ist. Diese Theorie, in der das Duftmolekül als komplexe mikrophysikalische »Skulptur« aufgefaßt wird, ist vielleicht die am meisten versprechende, wenngleich mit ihr eine Menge ande-

rer konkurrieren.³⁴

Die eigentlichen Schwierigkeiten aber setzen erst dort ein, wo diese beiden theoretischen Puzzles (Struktur der Duftmoleküle – Struktur der Riechzellen) ineinanderzufügen wären, gemäß der Vorstellung J. Amoores wie Schlüssel, die in ein Schloß einrasten (Ideen, denen man noch die zutiefst handwerkliche Vorstellungskraft abendländischer Wissenschaft anmerkt).

Eine interessante Art und Weise dieses »Einrastens« der Gerüche in der Schleimhaut betreffende Theorie ist die H. Wrights, der diesen Vorgang wellentheoretisch als Resonanz der Gerüstschwingungen von Duft- und Rezeptormolekülen auffaßt und hierzu die Übereinstimmungen in den Absorptionsmaxima von Substanzen mit ähnlichem Geruch heranzieht, die bei gleichen Wellenlängen im Infrarotbereich auftreten.³⁵

Von einer in sich stimmigen analytischen Theorie des Riechens kann aber noch längst keine Rede sein – M. G. J. Beets:

»Mit anderen Worten: wir müssen nicht der Frage nachgehen, ob eine Relation zwischen Struktur und Geruch existiert, denn diese Relation muß vollständig und unzweideutig sein. Die einzige Frage, die uns interessiert, ist, ob diese Relation einfach genug ist, um mit unseren beschränkten intellektuellen und technischen Mitteln aufgespürt werden zu können.«³⁶

Es nimmt nicht wunder, daß im derart fein strukturierten Dschungel der Gerüche fast alle Versuche, diese in Duft»klassen« einzuteilen, sich mehr oder minder willkürlich ausnehmen; der erste, der auch in diesem Gefilde sein Glück versuchte, war – wie könnt' es anders sein – Linné (1756). Das kurioseste, mehr nomenklatorische System ist das 1894 von Aaronsohn der Öffentlichkeit präsentierte Geruchsalphabet, nach dessen Vorschrift der Rosenduft als »cihroischer«, der Kampfergeruch als »cihpolischer«, der Geruch von Karbolsäure als »cehdolischer« benannt werden muß.³⁷ Die in der Schreibweise chemischer Formeln (z. B. Kampfer: $C_{10}H_{16}O$) indizierten Zahlen werden durch die Bank von a bis z alphabetisiert (z. B. 10 = i, 16 = r), wodurch obige »chemischen Wörter« entstehen (Kampfer = CiHrO). (Ein solches szientifisches Kauderwelsch mag lächerlich anmuten, doch scheint die Gefolgschaft der Medizin das lateinische Geraune in den Hörsälen zu akzeptieren, obgleich es auf nicht minder einfallloser, wenn auch traditionsreicher traduktiver Verballhornung beruht.)

Originell erscheint dagegen das Klassifikationssystem von Crocker und Henderson (1927), in dem sich die Gerüche wie dörfliche Telefonnummern ausnehmen: Rose = 6432, Kaffee = 7683.³⁸ Hierbei gelten alle Gerüche als Mischformen vier »reiner« Düfte, deren Komponenten in unterschiedlicher Stärke (1-9) den betreffenden Geruch ausmachen.

Die Anzahl der »reinen Gerüche« wird aber keineswegs bloß als Vierheit, vielmehr auch gern als Siebenheit oder auch mit 50 angegeben, und unter sie werden auch bei gleicher Anzahl verschiedene Gerüche subsumiert. Zur Definition des »reinen Geruchs« noch das durch seine Einfachheit imponierende Verfahren v. Skramliks:³⁹ Hierbei werden eine duftende und eine geruchlose Substanz unter die Nase gehalten; gelingt es dem Riecher nicht, den Duft in einem Nasenloch stärker zu lokalisieren als im anderen, so hat man's mit einem reinen Geruch zu tun. Ein Verfahren, das bei Benutzung so gewonnener zweier reiner Riechsubstanzen ermöglicht, zwischen verschiedenen Mischungsprozessen zu differenzieren: Einige Gerüche werden von anderen unterdrückt, manche werden sukzessive wahrgenommen, andere konkurrieren miteinander. Auf diese Weise ergibt sich ganz empirisch eine Skala reiner Gerüche – und die Erkenntnis, daß die Mischung mehrerer solcher nie einen homogenen Geruch ergibt, sondern verschiedene Komponenten sich bei geschärftem Differenzierungsvermögen immer wieder »herausriechen« lassen. Eine Prozedur, die schwerlich aus ihrer subjektiven Bedingtheit zu befreien ist, wohl aber praktisch äußerst interessant, da sie eine gute Einführung in das geheimnisvolle Wissen abgibt, das sich über den Nasen von Grasse versammelt hat . . .

La perception d'une odeur est le commencement d'une connaissance qui n'arrive jamais à s'achever. C'est une sensation purement initiale.

Paul Valéry

Die in ihrer Fülle verwirrenden Ergebnisse der beobachtenden Vernunft verweisen die Welt des Riechens in eine fundamentale Feinsinnigkeit der menschlichen wie tierischen Natur, was seltsamerweise zusammenstimmt mit jener zwiespältigen Bedeutung, die der Nase von alters her unterschoben wurde: fundus sensus – fundus mentis.

Der Einigkeit von Geruch und Geschmack entspricht das, was Viktor v. Weizsäcker den »ersten biologischen Akt« genannt hat:⁴⁰ das AtmenRiechen – KauenSchlürfenSchmecken, vermittels dessen sich vor aller anderen Präzisierung sinnlicher Aktivität das Neugeborene gleich nach Erblicken des Lichts der Welt in dieser einzurichten, auf diese einzustimmen beginnt. Dabei geht es um einen Prozeß der Identitätsbildung; nicht aber einen Prozeß, der eine bildlich identifizierte Gestalt im Blick auf den eigenen Körper hervorbringt – und den Jaques Lacan als den schlagartigen Augenblick der jubulatorischen Aufnahme des Spiegelbildes analysiert hat.⁴¹ Nein: diesem narzißtischen Blick, der als des Pudels Kern unserer Einbildungskraft in die Individualgeschichte eingeht, liegt ein Fond spürenden Erkennens und Wiedererkennens zugrunde, durch welches sich der Säug- und Riechling in unverkennbar sensibler Weise auf seine besondere Welt einläßt.⁴²

Vor aller Gestalt und Bildlichkeit ist es die »Nestwärme«, der Geruch der Haut, die Färbung des Gerochenen, Geschmeckten, wohl auch des Gehörten, die sich schon wenige Tage nach der Geburt dem Kinde als unvergängliche »Irreduzibilität des Atmosphärischen«⁴³ einzuprägen beginnt. It's not what you say, it's the way you say it – es sind die Untertöne, die feinen Färbungen und Schattierungen, das Timbre: Sie machen die ungeheure erotische Intensität und emotionale Assoziationskraft des Geruchs aus, die uns mit einem Schlag, schneller als wir denken können, jubulatorisch in die früheste Kindheit zurückversetzt – das ist das Geheimnis der Proustschen »Madeleines«:

»In der Sekunde nun, als dieser mit dem Kuchengeschmack gemischte Schluck Tee meinen Gaumen berührte, zuckte ich zusammen und war wie gebannt durch etwas Ungewöhnliches, das sich in mir vollzog. Ein unerhörtes Glücksgefühl, das ganz für sich allein bestand und dessen Grund mir unbekannt blieb, hatte mich durchströmt. Mit einem Schlag waren mir die Wechselfälle des Lebens gleichgültig, seine Kürze zu einem bloßen Trug unserer Sinne geworden; es vollzog sich in mir, was sonst nur die Liebe vermag, gleichzeitig aber fühlte ich mich von einer köstlichen Substanz erfüllt: oder diese Substanz war vielmehr nicht in mir, sondern ich war sie selbst.«

»Ich war sie selbst«: Identitätsfindung als Prozeß einer rauschhaften Durchflutung und Entfaltung, die mit Verzögerung in eine bildhafte Anamnese mündet, sozusagen erst im zweiten Durchgang; er fühlt zunächst, daß sein Zustand mit dem Tee in Verbin-

dung steht, trinkt einen zweiten, dritten Schluck, die Wirkung der Sinnesempfindung läßt nach (Sättigung), aber ihm wird »ganz offenbar, daß die Wahrheit, die ich suche, nicht in ihm (dem Tee) ist, sondern in mir . . .«

»Und dann mit einem Male war die Erinnerung da. Der Geschmack war der jener »Madeleines«, die mir am Sonntagmorgen in Combray (weil ich an diesem Tage nicht zum Hochamt ging), sobald ich in ihrem Zimmer guten Morgen sagte, meine Tante Leonie anbot« etc. etc.

Eine sehr schöne Geste, anhand derer sich nun alle Einzelheiten mit äußerster Präzision einfinden:

»Und wie in den Spielen, bei denen die Japaner in eine mit Wasser gefüllte Porzellanschale kleine, zunächst ganz unscheinbare Papierstückchen werfen, die, sobald sie sich vollgesogen haben, auseinandergehen, sich winden, Farbe annehmen und deutliche Einzelheiten aufweisen, zu Blumen, Häusern, zusammenhängenden und erkennbaren Figuren werden, ebenso stiegen jetzt alle Blumen unseres Gartens und die aus dem Park von Monsieur Swann« etc. etc. »auf aus meiner Tasse Tee.«

Noch einmal Proust:

»Aber wenn von einer früheren Vergangenheit nichts existiert nach dem Ableben der Personen, dem Untergang der Dinge, so werden allein, zerbrechlicher, aber lebendiger, immateriell und doch haltbar, beständig und treu, Geruch und Geschmack noch lange wie irrende Seelen ihr Leben weiterführen, sich erinnern, warten, hoffen, auf den Trümmern alles Übrigen und in einem beinahe unwirklich winzigen Tröpfchen das unermessliche Gebäude der Erinnerung unfehlbar in sich tragen . . .«⁴⁴

Die emotional prägende Küche der Gerüche erscheint hier nicht nur als Vorläufer, sondern als Gebärer jenes Satansbratens der Einbildungskraft im Labyrinth der Erinnerungen, vermittelt derer allein der Mensch auf unendliche Weise sich in die Irre zu führen vermag, auf jenen Umwegen, die uns Zweibeiner vom Tiere unterscheiden. In diesem Sinne sei der Ausspruch Jean Nogués zu verstehen, der im Riechen und Schmecken den Vollzug einer »*préfiguration de l'acte de la pensée*«⁴⁵ gesehen hat. Ja, vielleicht mag man in den Düften der Luft gar das eigentliche Element des Seelischen entdecken⁴⁶? in den Übel- und Wohlgerüchen des jedem zutiefst eigenen atmosphärischen Erfahrungshorizontes den empirisch präzisen Hort unserer Individualität begreifen? einer nicht personalen, sondern notwendig mit der Welt unseres Lebens verbundenen Individualität?⁴⁷ Lessing:

»Warum sollte man nicht von Dingen, die fast einzig in ihrer Art sind, im Scherze (nach dem französischen *compter avec le nez*) sagen dürfen: daß sie sich an der Nase zählen lassen?«⁴⁸

Vor der Welt der Erscheinungen also hat der Mensch mit einer Welt der Emanationen, augenblicklich in der Nase sich meldender »Ausstrahlungen« von Wesen und Dingen zu tun – ja, die im Blick sich einstellende Bildlichkeit der erstgenannten ist nur eine Spielart solcher Emanation; allerdings jener Form der Verstandeserkenntnis besonders zuträglich, die Kant als einzig wissenschaftliche zu begründen unternommen hat. Dem Königsberger sind daher die chemischen Sinne nicht die fundamentalen, sondern die »niederen«, der Erkenntnis kaum dienlichen, und in betreff des Geruchsvermögens äußert er sich in buchstäblich »ekelhafter« Weise:

»Welcher Organsinn ist der undankbarste und scheint auch der entbehrlichste zu sein? Der des *Geruchs*. Es belohnt nicht, ihn zu cultivieren oder wohl gar zu verfeinern, um zu genießen; denn es giebt mehr Gegenstände des Ekels (vornehmlich in volkreichern Örtern), als der Annehmlichkeit, die er verschaffen kann, und der Genuß durch diesen Sinn kann immer auch nur flüchtig und vorübergehend sein, wenn er vergnügen soll. – Aber als negative Bedingung des Wohlseins, um nicht schädliche Luft (den Ofendunst, den Gestank der Moräste und Äser) einzuathmen, oder auch faulende Sachen zur Nahrung zu brauchen, ist dieser Sinn nicht unwichtig.«⁴⁹

Keine Spur von arabischen Wohlgerüchen. Es riecht nach Brikketts. Typisch, daß Kant die analytische Fähigkeit des Riechvermögens, wenn auch nur negativ, als Empfindung ekligen Gestanks anerkennt; doch gegen die Positivität des Genußvermögens argumentiert er in einer Form, die allen sinnlichen Empfindungen gleichermaßen unangemessen ist. Denn alle Sinne leben in der Wiederholung, im Vorübergehen und Wiederkehren: Sättigung in der Rezeption, sich einstellende »Leerform« des Empfindens, nachfolgend mögliche Wiederaufnahme der Rezeption.⁵⁰ Das gilt auch für Ekel und Schmerz, deren nervenzerrüttender Effekt gerade durch ständiges Wiederkehren solcher Sensationen bewirkt wird.

Entscheidend für die Ungeeignetheit der witternden Nase zum Gebrauche der reinen Verstandeserkenntnis muß aber deren nicht auszuräumende Verschränkung mit den anderen menschlichen

Vermögen sein – in der schon umrissenen Dichte des Atmosphärischen der Wesen und Dinge, in welcher diese Potentiale sich aufladen:

Das witternde Gespür kann nicht ein distinktives, rein analytisches, sondern muß im Gegenteil ein diffundierendes, emphatisches Erkennen begründen; Raum und Zeit können darin niemals apriorisch unterschiedene Größen, sondern nur der eine raumzeitliche Erlebnisstrom sein; die den Raum durchdringende Kraft des Witterns produziert eine Tiefenschärfe, die nichts mit der illusionären Tiefe in der Oberfläche zu tun hat, wie sie für den analytischen Blick kennzeichnend ist; die Zeitlichkeit des Riechens schließlich ist nicht metrisch – sie ist die des Atmens.

Daß aber ein solches Erkennen nicht nur bedenkenswert, sondern ein fundamentaler Parameter in der Ökonomie der menschlichen Psyche ist, wird schlagend durch die von H. Tellenbach untersuchte »Pathologie des Atmosphärischen« verdeutlicht:⁵¹ Der Manifestation paranoischer und schizophrener Psychosen geht eine im oralen Bereich gründende atmosphärische Zerrüttung voraus; Geruchsanomalien, Ausfälle des Geruchssinns oder Geruchshalluzinationen zeigen oft lange vorm Ausbruch der Schizophrenie die Wahnstimmung an, aus der erst viel später jene Anomalien hervorgehen, die über die Bedrängung durch Bilder, Stimmen, sprechende Mächte das fabulierende Selbst offenbaren, das in Gestalt des Verfolgers oder Doppelgängers die pathologische Wiedergeburt eines Ich hervorgebracht hat, welches in der atmosphärischen Zerrüttung unterging: wie Rauchschwaden, die in einem immer dichter werdenden Nebel zerfließen. Doch selbst nach dem Durchbruch zur schizophrenen Identität stellen sich abnorme halluzinative Sinneserlebnisse immer wieder im oralen Bereich ein, dessen Latenz daher die therapeutische Bedeutung von Gerüchen unterstreicht.

Umgekehrt mögen gegenüber den psychotischen Phänomenen rauschhafte, ekstatische, kathartische Erlebnisse, die viele Kulturen bewußt in einem Ritual produzieren, als Phänomene atmosphärischer »Überwältigung«⁵² zu deuten sein, aus denen der Betreffende auf blind witternde Kreatur regrediert und in einer Renaissance der Begeisterung gestärkt wiederaufersteht.

Anmerkungen

1 *Hobel. Sal.*, Kap. 4-7; die letzte Zeile wird in neueren Übersetzungen nur schwach wiedergegeben: »Laß den Duft deines Atems sein wie Äpfel.«

2 S. William McCartney, *Olfaction and Odours*, Berlin-Heidelberg-New York 1968, S. 144 ff.

Betreffs der Gerüche hat eine ähnliche Hingabe ans technisch-künstlerische Experiment in unsern Breiten Ch. Morgenstern bewiesen:

Palmström baut sich eine Geruchsorgel
und spielt darauf v. Korfs Nieswurz-Sonate.

Diese beginnt mit Alpenkräuter-Triolen
und erfreut durch eine Akazien-Arie.

Doch im Scherzo, plötzlich und unerwartet,
zwischen Tuberosen und Eukalyptus,

folgen die drei berühmten Nieswurz-Stellen,
welche der Sonate den Namen geben.

Palmström fällt bei diesen Ha-Cis-Synkopen
jedesmal beinahe vom Sessel, während

Korf daheim, am sichern Schreibtisch sitzend,
Opus hinter Opus aufs Papier wirft . . .

(*Die Geruchsorgel. Aus den Galgenliedern*, Frankfurt 1972, S. 129)

3 Morgenstern (s. Anm. 2), S. 6.

4 Testräume zur Untersuchung von Reizschwellen in der Geruchswahrnehmung.

5 McCartney führt die 1587 an der Universität zu Marburg eingereichte Dissertation eines gewissen Camerarius an: *Themata physica de odorum et affectionibus*. Hingewiesen sei außerdem auf des Cusaners Ausführungen über Weisheit und Geschmack (*sapor et sapientia*) in seinem Werk *Idiota de sapientia*.

6 Zit. nach: H. Tellenbach, *Geschmack und Atmosphäre*, Salzburg 1968, S. 25 (ein Begriff Gadamers). Ein kurioses Beispiel führt McCartney (s. Anm. 2), S. 135 f., an:

1903 erscheint die Schrift des Japaners Adachi über den Geruch der Europäer. Dieser – der, wie vielen ihr eigener, den Europäern ganz unbekannt scheint – wird darin als stechend-ranzig beschrieben, bei Alten und Kindern nur selten, bei Frauen um so häufiger konstatierbar, herrührend aus den Achselhöhlen; ein junger Japaner mit derartigem Achselschweiß würde garantiert vom Militärdienst suspendiert. (Auch nicht schlecht)

- 7 Sartre, *Les mots* (1964), zit. nach: Rudolf Bilz, *Wie frei ist der Mensch?*, Frankfurt 1973, S. 107 f. (Die sprichwörtliche Hochnäsigkeit sich aristokratisch gebärdender Personen, von Brecht mit der Haltung eines Ertrinkenden verglichen, könnte witzigerweise, statt auf den Dunst des niederen Volkes bezogen, auch als Vorsichtsmaßregel gegen das Ertrinken im eigenen Gestank gedeutet werden, wie denn auch diese Haltung, beim Volke nur Spott erntend, vornehmlich in eigenen Kreisen Anwendung fand.)
- 8 Ebenda.
- 9 Der lose Volksmund spricht: »An der Nase eines Mannes/erkennt man sein' Johannes«. (In südlicheren Breiten liest man mehr in der Hand: die Damen schauen auf die Finger.)
- 10 Mephisto über die Naseweisheit des Menschen (*Faust I*, Prolog im Himmel): »In jeden Quark begräbt er seine Nase.«
- 11 *Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*, Leipzig 1889, S. 397-409 (die Grimmsche Kleinschreibung entfällt).
- 12 Zit. nach: *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, hg. v. Hoffmann-Kayser, Bächtold-Stäubli, Berlin/Leipzig 1935/36, S. 970.
- 13 Übrigens eine Wendung, mit der man Mozart charakterisiert hat.
- 14 Im Grimmschen Wörterbuch (s. Anm. 11), S. 397.
- 15 S. Anm. 12.
- 16 Ebenda; s. dazu auch: Joh. Heinr. Zedler, *Großes vollständiges Universallexikon aller Wissenschaften und Künste*, Halle/Leipzig 1735, S. 713. Eine Ausnahme bildet natürlich die jüdische Nase, in deren Fall gerade das Umgekehrte zu gelten scheint . . .
- 17 Grimm (s. Anm. 11), S. 398. (Das Zitat stammt von Langbein, 1854.)
- 18 Allesamt zit. nach: Grimm (s. Anm. 11), S. 405, 398, 406, 409.
- 19 Ebenda, S. 409; von Franck, Fischart, Luther, Gotthelf, Goethe ist eine wahre Flut köstlicher Wendungen überliefert.
- 20 Zedler (s. Anm. 16), S. 721; dort findet sich auch (S. 709 ff.) eine höchst spannende Anekdote Ludwig Philipp Thümmigs »von einem Bauernkerle, der durch die Nase gesehen«.
- 21 Vgl. Theophrastus, *De sensibus*, hg. v. G. M. Stratton, Amsterdam 1964.
- 22 Warum eigentlich von jeher bloß fünf? Der »physiologie du goût« Brillat-Savarins ist es zu verdanken, daß wir zumindest den »Geschlechtssinn« noch diesen keuschen Erbvätern hinzurechnen können.
- 23 Tellenbach (s. Anm. 6), S. 13.
- 24 S. dazu J. Boeckh, *Geruch*, in: *Physiologie des Menschen*, hg. v. K. Gauer u. a., München/Berlin/Wien 1972.
- 25 Tellenbach (s. Anm. 6), S. 13. Zwischen Großhirn und Riechlappen besteht übrigens nur eine zentrale synaptische Schaltstelle; anzumer-

ken noch, daß bei der Durchtrennung verschiedener Nervenstränge, die den Bulbus übers Hirn mit den Aktivitäten anderer Organe verbinden, die spontane Aktivität der Geruchsnerven zunimmt; man könnte also von einer Überlagerung des olfaktorischen Fundaments durch andere sinnliche Empfindungen sprechen; dazu J. Boeckh (s. Anm. 24), S. 185.

- 26 McCartney (s. Anm. 2), S. 147 f.; die ersten Untersuchungen in der von ihm selbst konstruierten gläsernen »camera inodorata« unternahm Zwaardemaker um die gleiche Zeit; seine »Kammer« ist ein nur für den Kopf vorgesehener Glasbehälter, nach Gebrauch weitaus leichter zu reinigen als die viel größeren Olfaktorien anderer Experimentatoren. Eine ganz andere Räucherammer zum Behufe rein ästhetischen Vergnügens entwirft Ch. Morgenstern (s. Anm. 3, S. 130).

Der Aromat

Angeregt durch Korfs Geruchs-Sonaten
gründen Freunde einen »Aromaten«.

Einen Raum, in welchem, kurz gesprochen,
nicht geschluckt wird, sondern nur gerochen.

Gegen Einwurf kleiner Münzen treten
aus der Wand balsamische Trompeten,

die den Gästen in geblähte Nasen,
was sie wünschen, leicht und lustig blasen.

Und zugleich erscheint auf einem Schild
des Gerichtes wohlgetroffenes Bild.

Viele Hunderte, um nicht zu lügen,
speisen nun erst wirklich mit Vergnügen.

- 27 Zit. nach McCartney (s. Anm. 2), S. 2.

- 28 J. Boeckh (s. Anm. 24), S. 190; im Unterschied zu noch relativ unerforschten »Zentralschwellen« der Geruchsorgane weisen diese verschiedene Gruppen von Sinneszellen auf, mit ganz unterschiedlichen qualitativen Reaktionsformen und quantitativen Reizschwellen.

- 29 Dazu McCartney (s. Anm. 2), S. 78 ff.

- 30 *Frankfurter Rundschau* v. 8. I. 83.

- 31 Dazu J. Boeckh (s. Anm. 24), S. 174 f.

- 32 Boeckh (s. Anm. 24), S. 183.

- 33 Boeckh (s. Anm. 24), S. 198.

- 34 McCartney (s. Anm. 2), S. 135.

- 35 Zu Amooore und Wright s. Boeckh (s. Anm. 24), S. 200, und McCartney (s. Anm. 2), S. 164 ff.

- 36 Zit. und übers. nach McCartney (s. Anm. 2), S. 131.

- 37 McCartney (s. Anm. 2), S. 137 f.

- 38 McCartney (s. Anm. 2), S. 116.
- 39 McCartney (s. Anm. 2), S. 139.
- 40 Zit. nach Tellenbach (s. Anm. 6), S. 22.
- 41 Vgl. J. Lacan, *Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion*, in: ders., *Schriften I*, Frankfurt 1975, S. 61 ff.
- 42 Eigenartig, daß die Sprache hier versagt, über keine dem Feld des Riechens entstammende feinanalytische Charakterisierung wie »Schattierung«, »Timbre« verfügt.
- 43 Zum Begriff der Atmosphäre vgl. Tellenbach (s. Anm. 6), S. 41 ff., in dessen argumentativem Kontext wir uns hier fast durchweg bewegen.
- 44 M. Proust, *A la recherche du temps perdu*, zit. nach Tellenbach (s. Anm. 6), S. 31.
- 45 Jean Nogué, Autor des *Essai d'une description du monde olfactif*, zit. nach Tellenbach (s. Anm. 6), S. 45.
- 46 In der Tat hat kurioserweise der Zoologe G. Jaeger im Jahre 1878 den Versuch unternommen, »die Seele . . . in jenen Stoffen . . . zu denunzieren, die die völlige Spezifität des Ausdunstungsduftes und des Fleischgeschmacks bedingen«; zit. nach McCartney (s. Anm. 2), S. 4.
- 47 In der Notwendigkeit dieser Verbindung, dem Ausgesetztsein des Menschen im Verhältnis zum Geruch, in dem bedrängenden Zwang zum Vor-Urteil durch die Empfindung desselben sah Kant jenes Element dieses Sinnes, das ihn als »der Freiheit zuwider« entlarvt; s. I. Kant, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, Berlin 1968, S. 158; einer Freiheit, welche im Sinne der Begründung einer »reinen Zweckmäßigkeit« in der »Spontaneität des Denkens« gründet; es fragt sich aber, woher diese Spontaneität unserer Einbildungskraft ihre Nahrung bezieht – wenn nicht aus jenem Assoziationsfeld des Vorurteilens, in das uns die Sinne hineinstürzen? Doch im Kantischen Begriffe einer Freiheit des vereinzelter Bürger hat eben eine Empfindung keinen Platz, die uns in einer geselligen, mit Dingen und Wesen der Welt verbundenen Weise die Brust anschwellen läßt; solche »freiheitliche Gestimmtheit« (s. Tellenbach (s. Anm. 6), S. 24 f.) hätte für Kant allenfalls ästhetische, nicht aber moralisch-praktische Bedeutung.
- 48 Zit. nach Grimm (s. Anm. 11), S. 402.
- 49 Kant (s. Anm. 47), S. 158 f.
- 50 S. dazu Tellenbach (s. Anm. 6), S. 29.
- 51 Zum Folgenden: Tellenbach (s. Anm. 6), S. 71 ff. (Teil III und IV).
- 52 Tellenbach (s. Anm. 6), S. 73.

Gert Mattenklott

Geschmackssachen

Über den Zusammenhang von sinnlicher und geistiger Ernährung

In der Wissenschaftssprache sind unsere Erfahrungen mit den Sinnen oft wie in einem Suchbild versteckt. Um zu verstehen, was die Begriffe meinen, muß man sich gelegentlich erst wieder vorstellen, was sie sagen. Zum Beispiel die »Geschmacksknospen«. Physiologisch ist in ihnen der Geschmackssinn zu Hause. Ein animalischer Sinn, so unterstellen wir ohne weiteres, und halten deshalb unwillkürlich ein bei diesem doch eher blumig vegetativen Fachwort für jene unscheinbar winzigen Organe in der menschlichen Mundhöhle, in denen die Sinneszellen für das Schmecken liegen. »Knospe« heißt das Organ zunächst seiner äußeren Form wegen, wie das Mikroskop sie erkennen läßt: in die Schleimhaut eingebettete Zellhaufen in schwellförmiger Gestalt, oben sich verjüngend, an der Spitze eine kleine, trichterförmig eingesenkte Öffnung, die »Geschmackspore«. In die Stützzellen dieser Knospe eingelagert liegen die eigentlichen Sinneszellen. Sie haben unten einen wurzelähnlichen, stäbchenförmigen Fortsatz, um den sich im Grundgewebe Nervenfasern schlingen, deren Geflecht für die Verbindung der Teilorgane innerhalb des Schleimhautepithels sorgt.¹

Der botanische Begriff für das animalische Organ geht aber wohl nicht nur auf dessen äußere Gestalt zurück. Er hat auch Anhaltspunkte in der Funktionsweise dieses Nahsinns. Sie ist der Befruchtung einer Pflanze vergleichbar. Die im Speichel gelösten Geschmacksstoffe gelangen durch die Porenöffnung in der Schleimhaut mit den Sinneszellen in Verbindung, als würden diese bestäubt: Akte der Empfängnis. Nur was im Speichel löslich ist, kann geschmeckt werden. Was wir sonst zu schmecken meinen, ist tatsächlich eine Wahrnehmung des Komplementärorgans im Bereich der Fernsinne: des Geruchs.

Eine innige Verbindung von Knospe und Speichel, Sinnesorgan und Reizstoff ist also die Voraussetzung aller geschmacklichen

Sensationen; kein Wunder, daß sich zu der Assoziation an pflanzliches Leben die von Sexualität gesellt. Der Anteil von Schleimhäuten und verdickten Körpersäften, Körperhöhlen und Nervenkonzentrationen, Reizverlangen und Empfindungsintensitäten, eindringenden und überstülpenden Bewegungen bei geschlechtlichen und schmeckenden Akten ist für jedermann körperlich erfahrbar. So hat sich auch sprachlich ein Wortfeld gebildet, auf dem sich sexuelle und gustative Bedeutungen überlagern. Die Sinnlichkeit der Geschlechts- und Geschmacksorgane gilt gleicherweise als niedrig. Beiden wird eine besondere Heftigkeit des Verlangens bis zur süchtigen Überreizung zugeschrieben. Beidemal sprechen wir von »Appetit« und seiner Sättigung. Schließlich haben auch die Sittenrichter die Sünden des Geschlechts stets neben die Verirrungen des Geschmacks placiert, allerdings mit einer charakteristischen örtlichen Verschiebung. Sie sprechen – für uns seit dem Alten Testament – von den Götzen Bauch und Geschlecht, so daß die Schmecklust als ein Verlangen des Magens erscheint. Durchaus zu Unrecht. Denn von dort unten steigt nur das Hungergefühl auf, das der Appetit, diese lastergefährdete Begierde, überdauert.

Die Verschiebung vom eigentlichen Sitz des Verlangens, den Geschmacksnerven, in den Unterleib hat sich aus topographischen Gründen angeboten. Die Gürtellinie kann dann den Äquator bilden, auf dessen südlicher Hemisphäre alles Niedere konzentriert ist: Eßlust, Geschlechtslust und die Kloake, während nördlich Herz, Auge, Sprache und Hirn ihren Sitz haben, also alle spirituellen Vermögen. Die Zunge wird in dieser Ordnung als Sprachorgan sterilisiert. Der Kopf kann als der vornehmste Körperteil nur unter der Bedingung gelten, daß die Lüste nach unten verbannt sind. In den niederen Organen mögen sie dann immer ihre lebenszeitlichen und geschichtlichen Konjunktoren haben, wenn nur der Kopf über dem Gleiten, Brodeln und Schlingern frei bleibt. Dies erhobene Haupt ist eine Geste der Scham, die die Menschen schon früh über die allzu enge Nachbarschaft von Hirn und Geschmackslust empfunden haben müssen.

Biologisch entwicklungsgeschichtlich scheint sich die Lokalisierung der Geschmacksnerven ausschließlich im Mund übrigens erst auf einem höheren Niveau der Lebensgeschichte und mit fortschreitender Spezialisierung der Körperteile einzustellen. Insekten und Krebse haben Geschmacksorgane außerhalb und bloß

in der Nähe der Mundregion, Schmetterlinge sind gar an den Beinen mit Schmeckzellen ausgestattet, ähnlich wie Karpfen, die sogar mit dem Schwanz noch schmecken können. Der entwicklungsgeschichtlichen Konzentration von Sexualität in ihrer Genitalisierung entspricht bei den höheren Arten die Lokalisierung von Geschmacksnerven ausschließlich in der Mundhöhle.

Das menschliche Geschmacksempfinden ist also weder polymorph noch pervers zu befriedigen, sondern ausschließlich durch den Mund und nur auf die einsinnige Weise der »Befruchtung« von Geschmacksnerven. Stellen wir uns den Körper als ein parzelliertes Universum vor, so ist das Schmecken auf einer einzigen Parzelle regionalisiert, dem Mundgebiet – hierin der Sexualität unähnlich mit ihrer Vielzahl über den Körper verteilter erogener Zonen –, und der Schmeckvorgang selbst hat im Eindringen des Speichelsekrets in die Geschmacksporen eine nicht umkehrbare Richtung. Auch dies eine Differenz zur Sexualität mit ihrer Möglichkeit des Rollentauschs.

Für das Entstehen unserer meist unbewußt bleibenden Erfahrungen mit Körpersinnen mögen solche Sachverhalte nicht ohne Einfluß sein. Die symbolische Behandlung der Physiologie kann uns vielleicht darüber aufklären, was gewisse Körpersinne uns *bedeuten*, unabhängig davon, was sie im strikt naturwissenschaftlichen Sinne *sind*. Für eine historische Psychologie der Sinneswahrnehmungen sind deshalb die Mythologien des Körpers und die vorwissenschaftlichen poetischen Phantasien über seine Funktionen ein wichtiges Material. Sie findet es besonders reich in den mystischen Spekulationen über den Körper, deren Tradition für uns die Frühromantiker lebendig gehalten haben.

So können wir uns für den Vergleich von Geschmacks- und Geschlechtsempfindungen bei Novalis Anregung holen, der in seiner symbolischen Ausdeutung der Physiologie des Schmeckens zu einer geschlechtsspezifischen Kennzeichnung des Essens kommt. In einem Fragment zur Naturlehre stehen die Sätze:

»Wir fressen die Pflanzen, und sie gedeihen in unserm Moder. Was uns das Fressen ist, das ist den Pflanzen die Befruchtung. *Empfangen* ist das weibliche Genießen – Verzehren das männliche . . . Das Befruchten ist die Folge des Essens – es ist die umgekehrte Operation – dem Befruchten steht das *Gebären*, wie dem Essen das Empfangen entgegen. (Der Mann ist gewissermaßen auch Weib, sowie das Weib Mann – entsteht etwa hieraus die verschiedene Schamhaftigkeit?)«² »Je lebhafter das zu Fressende wider-

steht, desto lebhafter wird die Flamme des Genußmoments sein . . . (Notzucht ist der stärkste Genuß.)«³

Wir brauchen uns hier glücklicherweise nicht mit den sexualpsychologischen und -politischen Aspekten dieser Analogie von sexueller und kulinarischer Vergewaltigung zu beschäftigen. Statt dessen nehmen wir das Zitierte zum Anlaß, unserem Vergleich von Geschlechtsakten mit solchen der Geschmacksempfindung noch ein paar Gesichtspunkte hinzuzufügen. – In der Physiologie des Essens sind Menschen offenbar Mannweiber, Hermaphroditen, die mit sich selbst verkehren. Sie führen die Nahrung in die Mundhöhle ein, und sie empfangen sie dort, produzieren das Speichel-Sekret und nehmen es durch die Geschmacksporen auf, und wenn denn schon genotzüchtigt wird, so ist doch der Essende dann Täter und Opfer zugleich. Das Essen ist von der Körperseite des Schmeckens her eine solipsistische, nur auf sich selbst bezogene Lust; die sexuelle kann es sein, die kulinarische ist es immer. Kein Sinn vereinzelt den Menschen so stark wie der des Geschmacks. Wechselseitigkeit läßt sich im Sehen und Hören, Tasten und Riechen ohne weiteres herstellen, nicht so im Schmecken. Im Essen ist der Körper einsam.

Wenn Don Juan, dieser erotisch maßlose Näscher, den Komtur erwartet, seinen Tod, wie wir wissen, dann sitzt er als ein einsamer Völler an der reich gedeckten Tafel, ein Sinnbild seiner Sündhaftigkeit, wie denn auch sonst der einsam Essende in Kunst und Literatur den Verdacht nahelegt, daß es nicht gut um ihn steht. Doch unterstreicht dann die ungesellig eingenommene Mahlzeit nur, was uns die Phänomenologie des Geschmackssinns ohnehin schon angezeigt hat.

Eine Begleiterscheinung des Solipsismus im Schmecken von nicht minder bedenklicher Bedeutung ist die Unproduktivität. Auf die Frage, was aus den Knospen des Geschmacks hervorgehe, gibt es nur eine dubiose Antwort: die Blüte des Verlangens, dann die Frucht der kulinarischen Ausschweifung, in deren Innern schließlich schon – wie im Apfel das Kernhaus – ein neuer Appetit wächst. Der Geschmack erzeugt nur immer wieder sich selbst. Hunger verlangt nach Nahrung, die Geschmacksnerven wollen gereizt sein; Hunger ist stillbar, nicht der Appetit. Die entfaltete Geschmackskultur wird deshalb die dämpfende Beeinflussung des Appetits durch das Stillen von Hungergefühlen stets als eine är-

gerliche Begleiterscheinung ansehen. Ein Pfuscher der Koch, dessen Vorspeisen bereits die Lust zum weiteren Essen lähmen. Für den Geschmackssinn ist der Hunger nicht mehr als ein Inzitant, das eher gepflegt als beruhigt sein will. Eine eigene Kultur des Geschmackssinnes und damit seine Geschichte beginnt erst, wenn er Gelegenheit erhält, sich von Hunger und der Notwendigkeit der Ernährung zu emanzipieren. In der Ernährungsbiologie ist er sowieso kein sonderlich verlässlicher Gehilfe. Von gräßlichen Giften durch Wohlgeschmack verführbar, bringt er andererseits womöglich durch launische Idiosynkrasien den Magen um sein Bestes. – Wie betörend ist für Kinder der Blausäuregeschmack von Kirschkernen oder Bittermandeln, wie peinlich abschreckend dagegen die undefinierbare Süßlichkeit von Spinat. – Praktisch unzuverlässig und unproduktiv, suchtbegünstigend und asozial – es ist kein vorteilhaftes Zeugnis, das damit der Geschmack erhält.

In der Tat ist auch die Geschichte seiner Kultivierung von Versuchen begleitet, diesen Mängelkatalog zu revidieren. Lassen wir die Versuche einer restriktiven Verdrängung in den niederen Bereich beiseite, so können neben der viel kommentierten kunsttheoretischen Nobilitierung des Geschmacks in den Ästhetiken des 18. Jahrhunderts vor allem zwei Strategien seiner Kultivation und Sozialisierung unsere Aufmerksamkeit beanspruchen: die Ausbalancierung seiner asozialen Neigung durch Geselligkeit und die ausgleichende Kompensation der Tendenz zum animalisch-vegetabilischen Verwildern durch metaphysische Vergeistigung, beides ans Essen und Trinken gebunden.

Die Einsamkeit des Essers ist biophysisch begründet. »Von allem . . ., was den Menschen gemeinsam ist, ist das Gemeinsame: daß sie essen und trinken müssen. Und gerade dieses ist eigentümlicherweise das Egoistischste, am unbedingtesten und unmittelbarsten auf das Individuum Beschränkte«, hat Georg Simmel in seiner *Soziologie der Mahlzeit* (1910) bereits auch festgestellt. »Was der einzelne ißt, kann unter keinen Umständen ein anderer essen«, fährt er fort, und weiter:

»Indem aber dieses primitiv Physiologische ein absolut allgemein Menschliches ist, wird es gerade zum Inhalt gemeinsamer Aktionen, das soziologische Gebilde der Mahlzeit entsteht, das gerade an die exklusive Selbstsucht des Essens eine Häufigkeit des Zusammenseins, eine Gewöhnung an das Vereinigtsein knüpft, wie sie durch höher gelegene und gei-

stige Veranlassungen nur selten erreichbar ist. Personen, die keinerlei spezielles Interesse teilen, können sich bei dem gemeinsamen Mahle finden – in dieser Möglichkeit, angeknüpft an die Primitivität und deshalb Durchgängigkeit des stofflichen Interesses, liegt die unermeßliche soziologische Bedeutung der Mahlzeit.«⁴

Simmel erwähnt in diesem Zusammenhang den hohen Strafwert des Ausschlusses aus der Tischgemeinschaft: etwa den der Juden, die nach einer Verordnung des Wiener Konzils von 1267 keine gemeinsame Mahlzeit mit Christen haben durften; oder der Angehörigen eines niederen Standes von der Tafel des höheren nach der indischen Kastenordnung. – Melville gibt in *Moby Dick* ein entsprechendes Beispiel von Bord eines amerikanischen Walfängers, wo ein strenges Ritual vorschreibt, wer in welcher Reihenfolge mit wem und in welcher Frist zum Essen zugelassen ist, ein zuverlässiger Maßstab der sozialen Hierarchie. – Tatsächlich spielt für das Fortbestehen oder Erlöschen der ehelichen Gemeinschaft noch heute neben dem Bett der gemeinsame Tisch eine symbolisch bedeutende Rolle, so wie auch die soziale Differenzierungsfunktion der Eßsitten noch immer fest etabliert ist.

Als einsame Esser mit eigenem Geschmack drohen die einzelnen sich in einem uneinsehbaren und im selben Maß auch unkontrollierbaren Bereich von Anarchie zu verlieren, um so strikter gilt in wohl allen Gesellschaften das Regelwerk für die gemeinschaftliche Mahlzeit. Gibt sie doch auch Gelegenheit, die Beliebigkeit geschmacklicher Neigungen an gewisse Normen zu binden: die drei Grade etwa, in denen man sein Fleisch gebraten erhalten kann, die Reihenfolge von Vor-, Haupt- und Nachspeisen einschließlich der Art ihrer Zubereitung, gar die Zulässigkeit oder Ausschließung bestimmter Themen für Tischgespräche. Die Vergesellschaftung des Essens durch die Standardisierung aller Prozeduren einschließlich der weitgehenden Einschränkung individueller Speisenwahl und der Normierung der Ästhetik des Anrichtens betrifft freilich letztlich doch nicht die wesentliche Einsamkeit des Schmeckens und Essens. So läuft es allenfalls auf eine parallelisierende Gleichschaltung der äußeren Umstände hinaus, die aller Kontrolle entgleitet, sobald die Mahlzeit die Lippen des Essers passiert. Insofern bleibt stets ein gespanntes Verhältnis zwischen der Einsamkeit des Essenden und seiner Kollektivierung bestehen. Von ihm geht eine Unruhe aus, die dem gemeinschaftlichen Essen seine praktische und theoretische Aktualität erhält, selbst in

Zeiten, für die die rituellen Mahlzeiten in primitiven Kulturen nur noch Gegenstand ethnologischer Forschungen sind und der religiöse Sinn der eucharistischen Feiern der Christen immer ferner rückt.

Unabhängig von diesen beiden haben so die philosophischen Wortführer der frühromantischen Generation sogar eine Neue Mythologie des Essens für die Moderne zu formulieren versucht. Die hohen Bedeutungen, die darin der Mahlzeit zugeschrieben werden, lassen den biologisch materiellen Ernährungszweck weit hinter sich, wenn er überhaupt Erwähnung findet. Bezeichnend schon, daß in der Bildersprache dieser Mythologie der animalische Vorgang häufig ins Vegetabilische hinübergespielt erscheint, eine Sphäre, die dem Geistigen näher zu liegen scheint als die tierische. Mit Emphase schreibt Novalis in einem seiner naturphilosophischen Fragmente: »Die Tischzeit ist die merkwürdigste Periode des Tages und vielleicht der Zweck, die Blüte des Tages. Das Frühstück ist die Knospe.«⁵ Analog zu dem Versprechen, das die Geschmacksknospen enthalten, ist damit die Mahlzeit insgesamt als eine Verheißung aufgefaßt, schließlich aber auch als ein Ort symbolischer Erfüllung:

»Das gemeinschaftliche Essen ist eine sinnbildliche Handlung der Vereinigung . . . Alles Genießen, Zueignen und Assimilieren ist Essen, oder Essen ist vielmehr nichts als eine Zueignung. Alles geistige Genießen kann daher durch Essen ausgedrückt werden. – In der Freundschaft ißt man in der Tat von seinem Freunde oder lebt von ihm. Es ist ein echter Trope, den Körper für den Geist zu substituieren und bei einem Gedächtnismahl eines Freundes in jedem Bissen mit kühner, übersinnlicher Einbildungskraft sein Fleisch und in jedem Trunke sein Blut zu genießen. Dem weichen Geschmack unserer Zeiten kommt dies freilich ganz barbarisch vor – aber wer heißt sie gleich an rohes, verwesliches Blut und Fleisch zu denken? Die körperliche Aneignung ist geheimnisvoll genug, um ein schönes Bild der geistigen *Meinung* zu sein – und sind denn Blut und Fleisch in der Tat etwas so Widriges und Unedles? Wahrlich, hier ist mehr als Gold und Diamant, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo man höhere Begriffe vom organischen Körper haben wird.«⁶

Die heilsgeschichtliche Kommunion ist hier ganz in eine säkulare Form überführt, das freundschaftliche Liebesmahl. Naturwissenschaftliche Beobachtungen, etwa an der Physiologie des Geschmacks, sollen der Spekulation ein materielles Fundament geben. Das körpererhaltende Essen dient im Gedächtnismahl

oder der gesellig eingenommenen Mahlzeit zugleich der Seelenernährung, eine »Verklärung und Vergötterung« des Profanen auf Erden. – In einem ähnlichen Sinn leibliche und geistige Ernährung ineinanderspiegelnd, knüpft der romantische Physiker und Philosoph Franz von Baader an Novalis an und behauptet: »Alle Menschen sind im seelischen, guten oder schlimmen Sinn unter sich Anthropophagen«⁷ – Menschenfresser, die sich gelegentlich auch ausnüchtern müssen, wenn sie einander unbekömmlich sind, denn stets »ist der Mensch, was er isset«.⁸ Das ist ein Satz aus der mystischen Vereinigungsphilosophie des Paracelsus, den nach Baader später auch Feuerbach in seiner Philosophie des Essens wiederaufnimmt.

Alle diese spekulativen Ausdeutungen des Verzehrs konzentrieren ihre Aufmerksamkeit auf den Kopf. Was am Essen wesentlich ist, geschieht für sie bereits in der Einbildungskraft und im Schmecken, anatomisch in Hirn und Mundhöhle. Ernst Fuhrmann, ein spätromantischer Interpret des Naturgeschehens aus unserem Jahrhundert, der sich selbst als Biosophen bezeichnete, geht deshalb in seiner Deutung des Geschmacks von der Vorstellung aus, der Kopf sei ein Staat im Staate in Klein- und Keimform, ein Embryo, der dem Leib aufsitzt, und seinerseits bereits alle lebenswichtigen Funktionen in sich vereint. Das ist das genaue Gegenbild zur Verdrängung des Geschmackssinns in den Bauch. Fuhrmann besteht im Gegenteil darauf, daß die Geschäfte von Magen und Darm sämtlich auch schon in der Mundhöhle besorgt würden.⁹ Im Kopf, dem Sitz der edelsten Vermögen der Denk- und Einbildungskräfte, wird auch verdaut. Es gibt keine Hierarchie höherer und niederer Organe und Sinne, nur sich austauschende Nachbarschaft.

In dieser Synchronisation geistiger und stofflicher Prozesse, angefangen in der Frühromantik bei der Neuen Mythologie des Liebesmahls bis hin zum Kopf als Embryo oder verwandten Vorstellungen aus dem 20. Jahrhundert, findet die romantische Absicht Ausdruck, nichts Rohes bestehen zu lassen, ohne ihm eine spirituelle Melodie zu überspielen. Noch das Gewöhnlichste gehört zum Text der Natur, dessen Geheimnisse in Neuer Mythologie besungen werden. Die elementaren Lebensvorgänge sollen nicht in feindlicher Entgegensetzung zum Spirituellen belassen, sondern als dessen Bewährungsprobe begriffen werden. Was der Einsicht und dem Verständnis, der Sympathie und Kultivation den

stärksten Widerstand bietet, stellt so die willkommensten Anlässe, um den Ehrgeiz der Einbildungskraft herauszufordern, die noch das Krudeste in einem geistigen Lebenskreis fassen und humanisieren möchte. – Freilich gehört hierzu auch die gegenläufige Bewegung, durch die etwas Spirituelles in den Gestalten natürlichen Lebens aufgesucht wird. Diese Konstellation kommt durch die wechselseitige Deutung beider Sphären zustande. Der späte Goethe könnte dafür Pate gestanden haben. Als hätte er die »terribles simplificateurs« ins Auge gefaßt, vor denen er sein Alterswerk zu schützen hatte – seien es die Platoniker, die das Stoffliche nur als Widerschein eines Ideellen, seien es die Materialisten, die das Ideelle nur als einen fiktiven Schein von Stofflichem gelten lassen wollen –, verbittet er sich gelegentlich die sprachliche Floskel »nichts anderes als . . .«, eine Redensart, wie er sagt, »die den gemeinen Menschensinn« einschläfert, damit er das Absurdeste ertragen möge.¹⁰

Wenn demnach Novalis aus Friedrich Schlegels Papieren die Sätze zitiert: »Schlafen ist Verdauen der Sinneseindrücke. Träume sind Exkremente; sie entstehn durch peristaltische Bewegungen des Gehirns . . .«,¹¹ so ist dieses Bild auch in seiner Umkehrung zutreffend, wie Novalis es ausmalt: »Die Mahlzeit selbst eine Kurve nach echter Bildungslehre des Lebens. Mit der leichtesten Speise den Anfang gemacht, dann gestiegen – und mit der leichtesten wieder geschlossen. Das Essen muß lange währen, die Verdauungszeit über; den Schluß macht am Ende der Schlummer«¹² – das Physiologische als Bildungsroman, den der Tod beschließt. – Der Figur sich wechselseitig ergänzender gegenläufiger Bewegungen von Materie und Geist entsprechend, hat Novalis übrigens auch das Verhältnis von liebender Sympathie und Sexualität beschrieben, auch hierin in ihrer Verwandtschaft zum Essen:

»Der Blick – (die Rede) – die Händeberührung – der Kuß – die Busenberührung – der Griff an die Geschlechtsteile – der Akt der Umarmung – dies sind die Staffeln der Leiter – auf der die Seele heruntersteigt – dieser entgegengesetzt ist eine Leiter – auf der der Körper heraufsteigt – bis zur Umarmung. Witterung – Beschnüfflung – Akt. . . Seele und Körper berühren sich im Akt – chemisch – oder galvanisch – oder elektrisch – oder feurig. – Die Seele ißt den Körper (und verdaut ihn?) instantant – der Körper empfängt die Seele (und gebiert sie?) instantant.«¹³

Liebeserfahrung – nur sie? – kann bestätigen, was damit gemeint ist, so wie in der Gastrosophie, die zu dieser Erotologie die Parallele zieht, die Überschneidung des Sinnlich-Übersinnlichen im Geschmack zur Evidenz kommt. Nicht dort allein!

Hier spätestens ist der Ort, eine Brücke zu zeigen und zu betreten, die von der sprachlosen Evidenz intimer Erfahrungen von Liebhabern und Essern zur intellegiblen Mitteilung führt. Wir betreten sie – wie eben jetzt –, wenn wir die Metaphern und symbolischen Verweisungen ausprobieren, die die Sprache stets schon bereithält, um der Erfahrung einer ursprünglichen Angemessenheit von natürlicher und geistiger Welt Ausdruck zu geben. – Zur Bezeichnung des Kostens und Probierens wechselt »schmecken« sprachgeschichtlich mit »versuchen«. Letzteres bevorzugen die Bibelübersetzungen Ecks und der Zürcher, wie generell der linguistische Süden. Tatsächlich fällt damit das Stichwort, dessen Zwei-, nein Dreideutigkeit den focus bildet, in dem sich die sinnlichen Auffassungen des Geschmacks mit den übersinnlichen mischen. Es sind dies die biologische des Vorkostens, die erotologische des Verführers und die poetische des Experimentierens, für welche letztere beispielhaft der Versuch als eine eigene literarische Form, als Essay, steht. Im Schmecken als einem Versuchen treffen sich diese verschiedenen Auslegungsrichtungen in einem alten Jägerwort: Suchen, das heißt »eine Spur verfolgen«, »aufspüren«. Es geht auf das gotische »sakan« zurück, zu dem das Nomen »sakjo« gehört, aus dem durch Verallgemeinerung die neuhochdeutsche »Sache« geworden ist.¹⁴ Im Suchen des Jägers kommen der Esser, der Verführer und der Essayist zur Sache. Geschmackssachen sind Geschmackssuchen. Ihrer aller Sachlichkeit liegt im guten Geschmack, einer Energie des Gespürs – wofür? Für Sachen, die intensiv genug sind, um an ihnen auf den Geschmack zu kommen. Schmeckend finde ich Geschmack an etwas. Der Geschmack als ein Versuchen kommt aber in keinem Finden zur Ruhe, sowenig wie der Jäger aufhört, Jäger zu sein, wenn er eine Beute macht. Der Geschmackssinn mag an der Verheißung einer Mahlzeit rege werden, erlöschen wird er an ihr nicht. Worauf er sich richtet, ist nicht ein endlicher Gegenstand, sondern ein Anlaß, sich darzustellen. Er findet und bestätigt an ihm sich selbst, ein Vorkoster der Einverleibung.¹⁵ Der geistige Sinn des Geschmacks liegt in einem entsprechenden Suchen – ein essayistischer Sinn wie kein anderer –; das Sensorium dient der Verkörperung. Helmuth

Plessner hat in diesem Verstande generalisierend von der »Verkörperungsfunktion« der Sinne gesprochen und die Frage aufgeworfen, »ob die sinnlichen Modi im Hinblick auf ihre Verkörperungsfunktion an geistigen Gebilden einander beliebig vertreten könnten«. Mit anderen Worten – und in Anwendung auf unser Thema –: Ist der Geschmackssinn austauschbar? Als ein versuchender Sinn vielleicht, schwerlich als einer, der sich mit so viel Lustgewinn verführen läßt.

Anmerkungen

- 1 Zur Physiologie und Psychologie des Geschmacks vgl. v. Skramlik, *Handbuch der niederen Sinne I (Geruch und Geschmack)*, 1926.
- 2 Novalis, *Fragment Nr. 985* in: Novalis, *Werke, Briefe, Dokumente*, hg. v. Ewald Wasmuth, Heidelberg 1957, 2. Bd., *Fragmente I*, S. 269 f.
- 3 Novalis, *Fragment Nr. 984* (s. Anm. 2), S. 269.
- 4 Georg Simmel, *Soziologie der Mahlzeit* (1910), in: G. Simmel, *Brücke und Tür*. Im Verein mit Margarete Susmann hg. v. Michael Landmann, Stuttgart 1957, S. 243 f.
- 5 Novalis, *Fragment Nr. 1861* (s. Anm. 2), 2. Bd., *Fragmente II*, S. 27 f.
- 6 Novalis, *Fragment Nr. 1692* (s. Anm. 2), 2. Bd., *Fragmente I*, S. 447 f.
- 7 Franz von Baader, *Alle Menschen sind im seelischen, guten oder schlimmen Sinn unter sich Anthropophagen*, in: *Schriften Franz von Baaders*, ausgew. u. hg. v. Max Pulver, Leipzig 1921 (= *Der Dom*), S. 283–305.
- 8 Franz von Baader (s. Anm. 7), S. 287.
- 9 Ernst Fuhrmann, *Geruch*, in: *Neue Wege*, Bd. 3, Hamburg 1954, S. 143.
- 10 J. W. Goethe, *Nichts anders als. Fragment vom 1. 11. 1821*, in: *Sämtliche Werke*, Artemis-Ausgabe, Bd. 14, Zürich 1950, S. 313 f.
- 11 Novalis, *Fragment* (s. Anm. 2), Nr. 1022, S. 279 f.
- 12 Novalis, *Fragment* (s. Anm. 2), Nr. 1861, 2. Bd., *Fragmente II*, S. 28.
- 13 Novalis, *Fragment* (s. Anm. 2), Nr. 986, 2. Bd., *Fragmente I*, S. 270.
- 14 Zum Vorhergehenden vgl. Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache*, bearbeitet v. Walther Mitzka. Berlin, 19. Aufl. 1963, Lemmata »Geschmack«, »schmecken«, »Sache«, »suchen«.

- 15 Zu deren Metaphorik s. auch vom Vf., *Der übersinnliche Leib. Beiträge zur Metaphysik des Körpers*, Reinbek 1982, S. 78-102.
- 16 Helmuth Plessner, *Philosophische Anthropologie*, hg. mit einem Nachwort von Günter Dux, Frankfurt 1970, S. 232.

Claus Rath

Sinnesgifte und Giftsinne Einige Spuren

»Wenn man von etwas sagen soll, daß es ein Gift sey, so muß es ein irdischer Körper seyn. Wir haben nicht nöthig, die Kraft der Gifte, so unerwartet sie oft auch ist, aus der Einwirkung überirdischer Geister, oder dem Einfluß der Gestirne herzuleiten. Die Wirkung der Gifte, wenigstens derjenigen, die wir kennen, fließt aus ihren Eigenschaften, von welchen wir freylich den Grund nicht immer anzugeben wissen.«¹

Die moderne Giftkunde – die Toxikologie – ist Tochter der forensischen Medizin, der sie Beweise für Vergiftungsdelikte erbringen sollte.

Kriminologischer Exkurs; es spricht der Kriminologe:
Giftmord ist nicht eine bloße Sonderform des Mordes – er ist etwas ganz Besonderes. Er ist kaum Affekttat, sondern vorbedacht, überlegt ausgeführt, heimtückisch, unter Ausnutzung der Arg- und Wehrlosigkeit des Opfers. Zum Giftmord, so heißt es, gehört die nötige »psychische Reife«.² Er läßt die Physiognomie, die äußere Integrität des Körpers unversehrt.

»Gerade bei der Benutzung von Gift als Mordmittel ist die Möglichkeit ärztlicher Fehldiagnosen außerordentlich groß, weil . . . »der Vergiftungstod pathologisch-morphologisch uncharakteristisch« ist und daher die Frage, ob ein Sterbefall auf natürlichen Ursachen beruht, ob Selbstmord oder Zufall vorliegt oder ob eine dolose Tätigkeit am Werke war, schwer zu beantworten ist.«³

Es schöpft schlechterdings niemand Verdacht, da man den Angehörigen des Opfers eine solche Tat nicht zutraut.

»Während alle übrigen Mordmittel – außer dem Feuer – eine unmittelbare Energieübertragung von seiten des Täters auf das Opfer voraussetzen . . . und das Werkzeug diese Energie verstärkt, . . .«⁴, entnimmt »das Gift . . . einen Teil seiner Kräfte aus der Substanz des Körpers, aus den chemischen und biologischen Wirkungen, die es auslöst und die bislang wenig erforscht und daher als unberechenbar, willkürlich und mithin übernatürlich erschienen.«⁵

Es erscheint deshalb das Opfer des Giftanschlages »insofern als Täter, als

es den *Hauptteil* . . . selber abwickelt, indem es das Gift mit der Mahlzeit nun selbst in den Körper einführt; erst nach diesem Zeitpunkt nimmt das Opfer . . . Opfereigenschaft an«. ⁶

Der ursprüngliche Täter bleibt im Vorfeld der Tat zurück. Nach der Giftbeimischung wird er nicht mehr benötigt.

»Die Form der gewaltsamen Beibringung des Giftes ist sehr selten und gehört schon psychologisch nicht zu dem Giftmord, sondern zu den aggressiven Taten.«

Der Giftmörder droht nicht. Er tritt nicht als Person auf, die imponieren will. Er will sich nicht durchsetzen, vielmehr betreibt er Zersetzung, Subversion.

»Dr. Hyde (Kansas City, 1909) verseuchte das Trinkwasser einer Familie, deren Vermögen er erben wollte, mit Typhusbazillen. Anna Margarete Zwanziger vermischte unter anderem das Salzfaß der Familie Gebhard mit Arsenik.« ⁷

Die Sphäre der Geborgenheit als Ort des Unheimlichen

Während bei Morden insgesamt sich die Tatorte im Freien und in bedeckten, umschlossenen Räumen die Waage halten, finden Giftmorde zu 90 Prozent in Wohnungen statt – hauptsächlich in der gemeinsamen Wohnung von Täter und Opfer –,

»denn nur in der Wohnung finden sich für die Giftmordtat die optimalen Tatumstände: die Nahrungsaufnahmetätigkeit des Opfers und die vertraute Umgebung.

Es sind alle Kulissen schon vorhanden, die nötig sind: sie brauchen nur noch benutzt zu werden, indem der Täter die Kausalreihe setzt und seine Rolle dem Opfer zuspielt.« ⁸ »Daher kommen als Täter, die diese Mechanik bevorzugen, nur solche in Betracht, mit denen das Opfer menschlich in irgendeiner Weise verbunden ist, wie dies der Fall ist bei Mitgliedern der Hausgemeinschaft – Eltern, Kinder, Ehegatte – oder aber bei Verwandten, Freunden und Bekannten, die zu Besuchen einladen oder aber zu Besuch bei dem Opfer erscheinen.« ⁹ »Der Giftmord muß mithin als Familien- und Gruppenverbrechen betrachtet werden.« ¹⁰

Er war ein »Saturday Night Fever« der späten zwanziger Jahre.

Damals »finden sich die günstigen Umstände, die die Unauffälligkeit der Giftbeibringung verbürgen, in optimaler Weise am Wochenende: . . . Ein

Mensch, der in lustbetonter Stimmung in größerem Ausmaße ißt und trinkt, achtet infolge der mit dieser Stimmung einhergehenden abgebauten Verdachtsbereitschaft nicht im üblichen Maße auf feine Geschmacksdifferenzen, so daß eine Giftbeibringung keine großen Schwierigkeiten bereitet; zum anderen aber scheinen sich für das Opfer die nach dem Giftgenuß auftretenden somatischen Beschwerden mit der Reichlichkeit der Mahlzeit zu erklären.«¹¹

So leicht Justizirrtümer in Giftsachen möglich sind, so schwer ist es, eine verlässliche Giftmordstatistik zu erstellen.

»Ein Elternpaar aus Jena wurde (Anfang des Jahrhunderts) angeklagt, im Verlaufe von 7 Jahren 6 ihrer insgesamt 11 Kinder mittels Gift getötet zu haben. Kurz vor der Verurteilung durch das Schwurgericht in Weimar wurde festgestellt, daß die grünen Tapeten und Wandanstriche von 6 Zimmern der gemeinsamen Wohnung aus »arsenhaltigen« Farbstoffen hergestellt waren; der Arsengehalt im Kinderzimmer entsprach einer letalen Dosis für 900 Männer oder 2000 Kinder.«

Vom Giftmischer zur Gift-Umwelt

Heute ist die Gefahr *individueller* Schädigung durch Giftanschläge oder durch verdorbene Lebensmittel geschmälert. Dies verdankt sich zum einen den Fortschritten der Toxikologie, denn seit Orfila ist der Giftnachweis leichter zu führen, zum anderen der Einführung der staatlichen Lebensmittelkontrollen und der industriellen Massenproduktion von Lebensmitteln. Wenn Gift heute aber die Maschen der Kontrolle durchschlüpft, dann mordet es massenhaft: Die Giftöl-Epidemie in Spanien 1981 hatte 16 000 Menschen betroffen und bislang über 260 Leben gefordert.

Das große Problem der Vergiftung bleibt jedoch die Suche nach dem *Agenten*. Denn bekannt ist meist nur ein *Effekt* ohne Urheber.

COCA-COLA-DOSEN IN GANZ ITALIEN »VORSORGLICH« BESCHLAGNAHMT

Como (AP)

Ein Amtsrichter in Como hat den Verkauf von Coca-Cola-Dosen in Italien vorsorglich gestoppt und die landweite Beschlagnahmung angeordnet, nachdem der 19 Jahre alte Italiener Marco Paracchi aus Barni nach dem Genuß des Inhalts einer Dose an schweren Vergiftungen erkrankt ist.

... Der behandelnde Arzt teilte mit, in der Dose habe sich offenbar Jod befunden. ... Richter Ciralo sagte, es müsse festgestellt werden, ob nur die eine Dose, aus der Paracchi getrunken habe, oder eine ganze Sendung einen gesundheitsschädlichen Stoff enthalten habe. Die Auslieferung von Coca-Cola-Dosen werde bei den Verteilern in ganz Italien gestoppt. ...

Noch ist nicht geklärt, wie das Jod in die Dose hineingekommen ist. Man denkt auch an einen diabolischen Giftmörder. Im vergangenen Jahr ereigneten sich in Mailand mehrere geheimnisvolle Giftmorde. In allen Fällen fanden die dann vergifteten Personen zufällig im Hauptbahnhof, in Parkanlagen oder auf der Straße Flaschen mit Aperitifs, Wein und anderen Getränken, die offensichtlich fabrikfrisch versiegelt waren. Einige der Toten wiesen schwere Zyankalivergiftungen auf.¹²

Fälle dieser Art bestimmen heute das Bild. Gift erscheint als in der Masse (unserer Substanzen) versteckt oder als böse Masse selbst, in der wir uns bewegen.

Neben der *großen Katastrophe* hat noch eine Figur die des klassischen Familienmordes aufgehoben: die der *schleichenden Vergiftung*.

Im März 1982 berichtet die Zeitschrift *DM* von einem Staatsanwalt, der neun Tage lang nach dem Täter fahndete, der »... die Muttermilch von Rosemarie Kramer (26) vergiftete.« Doch die Mühe war vergebens: Da »der oder die Täter nicht zu ermitteln waren« ... , stellte der Ankläger das Verfahren ein.

Dabei enthält die Milch, mit der die junge Frau ihr Baby stillt, dreimal soviel Hexachlorbenzol ... wie in Trinkmilch zulässig ... und mehr als doppelt soviel DDT ... wie in der Kuhmilch erlaubt ... « Rosemarie Kramer stellte »wegen Vergiftung der Umwelt« Anzeige gegen Unbekannt.

Das Gift hat die Familie verlassen. Es tritt vom Heim auf die Straße. Das Heimtückische wird öffentlich.

Gift wird zum Massenkommunikationsmittel:

»Mit jeder Mahlzeit vergiftet sich der Bundesbürger ein kleines bißchen mehr. Gänzlich einwandfreie Lebensmittel ohne Rückstände gibt es längst nicht mehr.«¹³

Haushalt und Körper sind zur Durchgangsstation des ökologischen Recycling geworden, bei dem immer »etwas« haften bleiben kann.

Forschung und Publizistik entdecken immer neue und immer weiterreichende Giftgefahren in unserer unmittelbaren Umgebung:

z. B. das »Formaldehyd (Substanz, die im Verdacht steht, krebserregend zu sein); es »steckt in Isolierschaum, Spanplatten, Kunststoffen, Haushaltsreinigern, Shampoos, Badezusätzen, Textilien, Hautcremes, Medikamenten«, aber auch in unseren Tinten und Filzstiften.¹⁴

Der Giftverdacht weitet sich auf alles aus. Die Welt scheint immer weniger verfügbar, und immer größer wird der Katalog der Dinge, die man meiden muß.

Versuche, bestimmte giftige Krankheitskeime im Fleisch durch medikamentöse und Zuchtmaßnahmen zu eliminieren, haben zu monströsen Ergebnissen geführt: Der Esser des 20. Jahrhunderts sieht das zarte Kalbfleisch verseucht, den herzhaften Schweinebraten vergiftet und das Ei im Glas als krebserregend. Angesichts dieser Hybrid-Tiere wurde dem heutigen Esser die Hygiene selbst zum Ekel. Er muß sich nun gegen das Essen verteidigen. Nicht mehr als Bemächtiger oder Meister des Essens fühlt er sich, sondern er fürchtet, von ihm zersetzt und zerfressen zu werden.

Umwelt-Gift »ätzt und verursacht Reizhusten, Brechreiz und Kopfschmerzen«, ist »gesundheitsgefährlich«, »kann Herzfunktionen beeinträchtigen«, »Gehirnschäden verursachen«. »hat betäubende Wirkung«, »verändert die Erbmasse, wirkt krebserregend«¹⁵ . . .

Die Zeitschrift *DM – Das kritische Verbraucher-Magazin* präsentiert auf dem Titelbild seiner Märzangabe 1982 den vertrauten deutschen Landmann als eine Kreuzung aus Junkie und sadistischem Laboranten. Die dazugehörigen Titel:

»Noch mehr Gift im Essen«, »Schützen Sie sich gegen die Gifte – DM liefert die Gefahrenliste« und schließlich noch »Testen Sie ihr Trinkwasser – DM liefert die Prüfstäbchen.«

Hier wird etwa folgende Giftfigur entworfen:

Die Körper werden Gift-Reservoirs; »Schadstoffanreicherung« nennt man das. In den einzelnen Organen bildet sich eine Art Giftbank, die dem Körper dann vernichtende Zinsen abwirft. Doch sind ihre Konten nicht abrufbar.

Umweltgift ist weder Zutat noch Beimischung. Es ist kein gezielt operierender Delinquent am Werk. Die Wirkung liegt in den Dingen, den Substanzen selbst. Gift ist nicht mehr den Dingen äußerlich – es ist ein Teil unserer Dinge, so wie Marx davon sprach, der Wert sei Teil der Ware selbst und nicht von dieser ablösbar.

Nicht bestimmte, emblematische Stoffe, sondern jegliche uns bekannte Substanz wird nun mit einem »Giftwert« versehen. Tatsächlich wird heute die Verklammerung von Lust und Gift als eine Art Wert-Gleichgewicht vorgestellt: Unsere Objekte werden mit Nutz- bzw. Nährwert einerseits und Giftwert andererseits annonciert. Daneben wird uns als sinnliche Qualität das »Aroma« vorgestellt, das immer verfügbarer und verschiebbarer zu werden scheint. Die Reklame für »Cortina«-Zigaretten lautet: »Die neue Leichte. Besonders niedrige Werte. Richtig im Geschmack.«

Vom Stoffwechsel zur Stockung

Im Moment, in dem die Illusion einer vom Menschen gestalteten Welt erstirbt, taucht diese als unheimliche, als gefährdende *Um-Welt* auf. Konnte das alte Subjekt-Objekt-Denken mit seiner Idee des tätigen Austausches, des Stoffwechsels mit der Natur (»Arbeit hat noch keinem geschadet«) noch ein minimales Gleichgewicht garantieren – auf der Ebene des Sinns wie auf der Ebene der Sinne –, so ist nun die Welt zur fremden und bedrohlichen geworden. In der Gestalt der Umwelt-Vergiftung wird das gesamte Universum zugleich zum Zuhause wie auch zum Ort des Unheimlichen. Alles ist herangeholt und fremd zugleich.

Die Opposition Innenwelt – Außenwelt hat einer alles umfassenden Um-Welt Platz gemacht. Diese kennt keine festen Grenzen mehr, sondern eher eine membranartige, durchlässige Oberfläche. Drinnen und Draußen, Nahwelt und Fernwelt durchdringen sich in oszillierender Bewegung. »Welt« hat sich verwandelt in einen Um-Welt-Bildschirm, der zugleich Zellmembran ist.

Es geht dabei um mehr als um einen Belagerungszustand: Der Körper wird sich selbst zum inneren Feind, zur inneren Umwelt, zum bedrohlichen Endlager. Durchzogen von Giften, zersetzt, wird er zu einer Landschaft des Schreckens, zum Schlachtfeld. Nicht mehr geht die Natur in ihm auf, sondern er vergeht durch sie. Sie beleidigt den Körper; nicht aufblühen läßt sie ihn, sondern sie verätzt ihn. Mutter Natur ist zur Stiefmutter geworden. Statt Milch und Honig empfängt man die verschwenderische Gabe aus Asche, Schwefel und giftig stehenden Nebeln. Das Auge des »bewußten« Zeitgenossen kehrt seinen Blick nach innen – nicht um in stiller Einkehr seinen Frieden zu finden oder um seine Sünden

hervorzukehren, sondern um den Zustand der Synapsen, der Blutbahnen, der Organe, des inneren Systems zu diagnostizieren. Das Auge des Betriebsprüfers wacht darüber, daß nichts sich un-erlaubt anlagere, binde, das seinen Strömungscharakter durch Stockung bedrohen, ein Schwerwerden des Körpers bewirken könnte.

Jenes schleichende Gift ist Oberton einer *expliziten* Bedrohung, die auf ihre Weise den Wandel in der Physiognomie des vorsätzlichen (strategischen) Tötens anzeigt: die der Giftkampfstoffe. W. Benjamin notierte 1925, zehn Jahre nach dem ersten Giftgasangriff der Menschheit:

»Der kommende Krieg wird eine geisterhafte Front haben. Eine Front, die gespenstisch bald über diese, bald über jene Metropole, in ihre Straßen und vor jede Haustür vorgerückt wird. Dazu wird dieser Krieg, der Gaskrieg aus den Lüften, in nie gekanntem Sinne dieses Wortes, ein wahrhaft »atemberaubender« Hasard sein.«¹⁶

Gleichsam im Entrée des großen Hasard-Spieles schleicht sich der kleine Bruder des Giftkrieges herum: Die Betriebsunfälle beim Leckwerden der Giftproduktion.

»Wenn da was passiert wäre«, meinte ein Kriminalkommissar, »hätten wir den südlichen Teil Berlins vergessen können.« Professor Hans Bornowski von der Technischen Universität bestätigte die Einschätzung des Polizisten: »Schon 0,02 Milligramm pro Liter Luft sind die tödliche Dosis für den Menschen.« Es ging um 18 Fässer mit 5860 Kilogramm.

Zwei Tage lang mußte die Berufsfeuerwehr teilweise aufgeplatzte und rostige Fässer aus einem Lagerraum im Stadtteil Britz entfernen und den Inhalt in neue Behälter umpumpen. Schon nach wenigen Versuchen waren dabei die Schutzhandschuhe zerfressen, Preßluftatmer und spezielle Säureschutzanzüge wurden in aller Eile herangeschafft.

Zu beseitigen waren Abfallprodukte der Chemikalie Thiophosgen, »eines der wichtigsten Gaskampfstoffe.«¹⁷

Man kann sich dem Gift nur prophylaktisch entziehen. Manche versuchen, sich durch die Fiktion eines autonomen, möglichst substanzlosen Lebens unter gewächshausartigen Bedingungen zu schützen – sich abzuschotten –, oder sie weigern sich, überhaupt noch etwas aufzunehmen.

Doch selbst dann treten Gifte auf den Plan:

Es wird uns heute von der Biochemie vorgeführt, daß der gesunde Körper *selbst* »Gifte« enthalte und solche sogar produziere.

Neuerdings gilt Arsen – das traditionelle Mordgift – als einer »jener Grundstoffe, ohne die höheres Leben überhaupt nicht gedeihen könne«. ¹⁸

In den siebziger Jahren wurden sogenannte »Endorphine« (Endogene Morphine), körpereigene Opiate, in etwa 20 Varianten im menschlichen Körper und in »Extrakten aus Kuh- und Muttermilch sowie aus Milchprodukten« ¹⁹ nachgewiesen. Sie wirken in den Synapsen, den Schaltstellen zwischen den Nervensträngen. Der dort ankommende Nervenreiz wird durch sie nicht nur »verstärkt oder abgeschwächt, sondern durch den Einfluß der Endorphine auch noch moduliert«. ²⁰ Auf diese Weise können sie Schmerzempfindungen mindern, verändern oder ganz ausschalten. Endorphine erweisen sich als zehn- bis hundertfach wirksamer als das Morphin, unser stärkstes Schmerzmittel. Sie regen zugleich die Produktion von Prolaktin an und stimulieren das Wachstumshormon.

»Ferner beeinflussen sie die Körpertemperatur, verändern die Reflex- und Bewegungsabläufe und sind an Lern- und Erinnerungsvorgängen beteiligt.« ²¹

Doch vergeblich versucht man, die »Gift« genannten Störenfriede zum Zwecke der Regulation einzuspannen.

Synthetisierte Körper-»Gifte« können nicht von außen appliziert werden. Dies liegt nicht nur an den unbekannten Dosierungen, sondern auch an »Wechselwirkungen zwischen einzelnen Grundstoffen und anderen Nahrungsbestandteilen, die vorerst kaum zu überblicken sind.« ²²

Außerdem passieren sie die Blut-Hirn-Schranke nicht und führen so zu völlig unerwünschten Reaktionen. Gift entzieht sich dem technologisch-ökonomischen Kalkül. Das Problem stellt sich bei allen Applikationen von Drogen, Rauschdrogen oder anderen.

Gift ist keine repräsentative und keine Ordnungs-Macht. Gift ist das, was sich hinter den Kulissen abspielt. Es erweist sich als Geheimdiplomatie, Teil der Arcana des Körpers.

Gift ist eine unsichtbare Macht, die Zugang hat, wirken kann, ohne einer Legitimation zu bedürfen.

Gift und Geheimdienste – beide agieren im Dunkeln, beide sind nicht als Subjekte dingfest zu machen.

Das Gift der Sinnlichkeit

Freud führt uns die Liebe als Vergiftungsphänomen vor:

»Ich meine, wir können (. . .) nicht umhin, die Neurosen als Folgen von Störungen in einem Sexualstoffwechsel anzusehen, sei es, daß von diesen *Sexualtoxinen* mehr produziert werden, als die Person bewältigen kann, sei es, daß innere und selbst psychische Verhältnisse die richtige Verwendung dieser Stoffe beeinträchtigen. Die Volksseele hat von jeher solchen Annahmen für die Natur des sexuellen Verlangens gehuldigt, sie nennt die Liebe einen ›Rausch‹ und läßt die Verliebtheit durch Liebestränke entstehen, wobei sie das wirkende Agens gewissermaßen nach außen verlegt.«²³

Blondes Gift

»... Hüten Sie sich vor den Frauen... Nehmen Sie nichts von einer Frau an, weder Wein, noch Kaffee, keine Speise und kein Getränk... Die Getränke sind gefährlich... Wissen Sie, woraus sie gemacht werden? Blut, Menstrualblut... Sie tun auch Kräuter hinein und sprechen Zaubersprüche darüber, das Wichtigste ist eben das. Ungebildete Leute. Sie mischen es überall hinein, in die Getränke, in die Schokolade, in die Blutwurst, womöglich auch ins Brot...«²⁴ So wird Carlo Levi in den dreißiger Jahren auf das verschleierte Begehren in den Dörfern Lukaniens vorbereitet.

»Der *Frau* (. . .) verwehrt die Sitte jedes öffentliche Handeln und verurteilt sie bei der Wahl des Liebespartners zu völliger Passivität. Der Mann, der sozial Privilegierte, braucht sich um die Gunst eines Mädchens kaum zu bemühen. Wenn ihre Eltern seine Werbung annehmen, gelangt sie ohne weiteres in seinen ›Besitz‹. Die Frau hingegen muß, um den Mann ihres Verlangens zu gewinnen, mit geheimen Waffen kämpfen: Sie kann ihre weibliche List gebrauchen oder dem Mann mit Magie Netze stellen.«²⁵

Mit der ersten Welle der Arbeitsmigration in der Schweiz um das Jahr 1960 »war im Verhalten vor allem vieler süditalienischer Kranker aufgefallen, daß sie in demonstrativ wirkender Weise über schwere Körperveränderungsgefühle und andere Erscheinungen klagten, die sie auf magische Beeinflussung zurückführten.«²⁶ Im Gegensatz zur Umwelt-Giftfigur, die ohne Namen und ohne Agenten arbeitet, gibt das *Fattura*-System dem Effekt einen Urheber.

»... auch den Angehörigen ist es selbstverständlich, daß dem Gesunden jederzeit eine krankmachende *fattura* begegnen, daß er sie unterwegs ›auflesen‹ kann...«²⁷

»Eine *fattura* ist zwar unheimlich, sie ist aber nichts Sinnloses; sie kann

bekämpft werden, wenn man das Richtige dagegen unternimmt. So läßt z. B. Germinio P. ein Büschel Haare nach Hause schicken, damit die Eltern etwas gegen den erlittenen Zauber unternehmen können. Die Verwandten von Maria de B. bringen ein Stück ihrer Wäsche zu einem *magaro* nach Italien. – Diese Patienten können also mit ›Mitteln‹ behandelt werden, welche in ihrer Vorstellung *kausale Wirkung* haben.«²⁸

»Die *fattura* tritt in verschiedener Gestalt auf: am häufigsten als ›*fattura d'amore*‹ (Liebeszauber), seltener als ›*fattura a morte*‹ (Todeszauber).«²⁹

»Er habe im Oktober jenes Jahres an einem Fest teilgenommen. Beim Essen habe man ihm sicher ›etwas‹, er wisse nicht was, gegeben, was schwere Folgen für ihn gehabt habe. Auf der Heimfahrt mit dem Velo sei er auf den Kopf gestürzt, sei zwei Wochen im Spital gewesen und habe anschließend monatelang mit der Arbeit aussetzen müssen.«³⁰

»Von gesprochenen und geschriebenen Zauberformeln, Amuletten, pharmakologisch wirkungslosen Pulvern und Säften bis zu massiven Gifttränken beschreibt die Literatur alle Varianten und Kombinationen.«³¹

Lune de Miel – Lune de Fiel oder: Flitterwochen – Bitterwochen

Es ist der Liebeszauber, der Liebes-Philter, der oftmals tödlich wirkende Liebestrank, der mit ›*venesnom*‹, ›*venenum*‹, ›*veleno*‹, ›*venin*‹ als Bezeichnung für ein Toxikum gemeint ist. Ähnliches gilt für das Pharmakon: Es ist Toxikum, Heilmittel und Liebeszauber zugleich. Den anderen Euphemismus für todbringende Substanzen findet man im Wort ›Gift‹ des germanischen Sprachbereiches:

Es ist heute fast ausschließlich nur je eine der beiden Bedeutungen erhalten: ›Gift‹ im Englischen meint Gabe/Geschenk, ›Gift‹ im Deutschen meint heute (außer in ›Mitgift‹) Toxikum. (Im Holländischen weist nach Marcel Mauss³² das Neutrum des gleichen Wortes auf das Toxikum, das Femininum hingegen auf das Geschenk.) In der germanischen Welt fand Mauss ein hochentwickeltes ›*système des prestations totales*‹, in dem eine stete Verquickung von Personen und Gütern, gegenseitigen Dienstleistungen, empfangenen und verliehenen Ehrungen und Festen einen regen Austausch von Gaben mit sich brachte.³³ Eine große Rolle spielte dabei das *Getränk* als Gabe, besonders das Bier.³⁴ In den wenigsten Fällen ist es giftig, aber es *könnte* potentiell giftig sein oder werden, denn der ›Charme‹ der Gabe enthält stets auch den

Zauber (eine der Bedeutungen von engl. »charme«), der die Kommunizierenden auf ewig miteinander verbindet. Die Mächte des Gebenden und dieses Bündnisses bleiben an der Gabe haften. Sie können »boisson« zu »poison« werden lassen. »Che ti faccia veleno!« (»Daß es Dir zu Gift werden möge!«) ist im Italienischen ein Ausdruck äußerster Mißgunst gegenüber einem Trinkpartner. Wird der Partner vertragsbrüchig, so kann sich sein Pfand in der Hand des anderen zum Vehikel magischer Macht verwandeln. Hierin liegt die Rolle des Subjekts in der Ambivalenz von guter und schlechter Gabe begründet.

In vielen Kulturen können (Nahrungs-) *Reste* für magische Praktiken benutzt werden. Dem Hexer geben sie – genauso wie organische Reste des Körpers: Fingernägel, Haare etc. – die Möglichkeit, über den sie Hinterlassenden magische Macht auszuüben. In Kriegs- und Gefahrenzeiten dürfen deshalb niemals Nahrungsreste liegenbleiben.

Im ökologischen Diskurs von der Überhäufung der Natur mit Müll taucht die Angst um das Hinterlassen des Restes auf, eine Art »Pfand«, das man der Natur gegeben, dessen Einlösungsversprechen man jedoch gebrochen hat. Das Pfand verwandelt sich zum Instrument der Rache.

Gift ist der blinde Passagier des Sozialen.

Giftwirkung ist immer Resultat einer Bindung. Sie ist eine Intimbeziehung.

Die Nahrung für die Nächsten, Vertrauten ist nicht die rohe Nahrung, sondern die gekochte, elabourierte, manipulierte – sie enthält mehr »Einflüsse« der Person, die sie bearbeitet hat. Die »Intoxikation« ist für Walter Benjamin eine »Verschwendung des Daseins, das die Liebe kennt.«³⁵

Es geht immer um ein unsichtbares Gegenüber. Das Opfer wird immer dazu verführt, die Gabe zu nehmen, den Trank zu trinken, das Objekt anzunehmen.³⁶

Die Kritik der Überflußgesellschaft, des Konsums, der Verschwendung ist zum großen Teil ein Abwehrversuch gegenüber dem Zirkulieren der gefährlichen Gaben. Als gesund gilt die Gesellschaft des Mangels. »Nimm mich! Prends-moi! Prendi-mi!« sagt das Objekt. Wenn Gift nur das »Zuviel« ist, die Over-Dose, Überdosis, dann kann man nicht von Gift als einer Substanz, einem Mittel reden. In diesem Sinne ist auch kein Katalog der Drogen anlegbar. Stets kommen nur Sammlungen von Wirkun-

gen und Namen zustande – nicht jedoch ein System, eine Theorie, ein Gift-Kodex.

Mit der Vorstellung der Harmonie der Säfte in der Tradition der antiken Vier-Säfte-Lehre (Blut, Schleim, Schwarzgalle, Galle, die mit bestimmten Gefühlszuständen und Charakteren und mit der kosmischen Ordnung korrespondieren) verbindet sich die Idee des Giftes als Fremdem, Unstimmigem, Störendem. Es zerstört das maßvolle Verhältnis der Teile zueinander, greift ein, lähmt, brennt, frißt. Giftigkeit ist schon bei Hippokrates und Paracelsus keine Frage der Qualität, sondern der Quantität, der Dosis, der Konzentration. In diesem Sinn gibt es kein eigentliches Gift, kein Gift an sich. »Jedes Übermaß ist der Natur feindlich«, lehrte Hippokrates, und auf seinem Grunde Paracelsus: »Alle Dinge sind Gift . . . Allein die Dosis macht's, daß ein Ding kein Gift ist.« Gift also bringt die innere Ordnung durcheinander.

Ein Gift-Sinn müßte dann ein Sinn des/fürs Zuviel sein, der des Zuviel bedarf und gleichzeitig vor ihm warnt. Aber zuviel wovon? »Gift« bringt unsere Vorstellung von »Wirkung« – die uns in der Sphäre der Massenmedien so geläufig wie problematisch ist – ein weiteres Mal in Krise.

»Schneewittchen soll sterben«, rief sie (die Stiefmutter), »und wenn es mein eignes Leben kostet.« Darauf ging sie in eine ganz verborgene einsame Kammer, wo niemand hinkam, und machte da einen giftigen Apfel. Äußerlich sah er schön aus, weiß mit roten Backen, daß jeder, der ihn erblickte, Lust danach bekam, aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte sterben. . . . Der Apfel war aber so künstlich gemacht, daß der rote Backen allein vergiftet war. Schneewittchen lusterte den schönen Apfel an, und als es sah, daß die Bäurin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand heraus und nahm die giftige Hälfte. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Mund, so fiel es tot zur Erde nieder.«³⁷

Wie im Falle des vergifteten Kammes, den ihm die Stiefmutter ins Haar steckt, wird Schneewittchen gleichsam nur an-gegiftet.

Geht es hier nicht weniger um »Wirkung« als um die Bereitschaft, etwas entgegenzunehmen – die Gabe eines anderen? Im Moment des Abgebens (des Kammes, des Apfels) ist Schneewittchen stets wieder erlöst.

Gift – Gegengift

Bis ins späte 19. Jahrhundert bestimmte die Suche nach einem Gegengift (Antidot/Gegengabe) die Rettungsversuche für den Vergifteten. Oft kam dann jede Hilfe zu spät. Substanzen wie der Giftstein oder die Milch galten als universelle Gegenmittel.

»Echte Antidota kommen in Wirklichkeit sehr selten vor, d. h. Stoffe, die dem Toxikum entweder die Aufnahme in die Zelle sperren oder seine Verbindung mit einem Rezeptor wieder lösen und statt dessen selber mit ihm eine stabilere Verbindung eingehen.«³⁸

Während im System der »fatura« jeglichem Zauber prinzipiell durch einen Gegenzauber die Kraft genommen werden kann³⁹, ist man dem *Umweltgift* völlig ausgeliefert. Längst ist der Glaube an ein allseitiges Antidot verblaßt. Telefonisch erreichbare Giftzentralen haben in ihren Computern die notwendigen Hilfsmaßnahmen gespeichert.

Heimtücke und Rache der Natur, Mimikry

Das Objekt verstellt sich. Kaum scheint es besiegt, schon verwandelt es sich in eine tödliche Macht. Es übermannt den, der sich über es hermachen will. Aus einem Heer von Objekten, Erscheinungen, Farben, Tönen, Gefühlen taucht plötzlich der tödliche Effekt auf:

Das Pilzesammeln – in manchen Gegenden fast ein Volkssport – fordert jeden Spätsommer Hunderte von Menschenleben.

»Im Jahr 1946 wurde in Berlin eine Massenvergiftung durch Pantherpilze (1500 Fälle von Intoxikation) beobachtet.«⁴⁰

Dieser Pantherpilz wurde in älteren Werken als eßbar bezeichnet. Entweder ist das Objekt aufgrund seiner Ähnlichkeit mit scheinbar harmlosen Gattungsgenossen nicht in seiner Schädlichkeit erkennbar, oder es verwandelt sich im Prozeß des Schlachtens (z. B. Verletzung der Galle), des Lagerns (Verfaulung oder Bakterienbildung z. B. durch Unterbrechung der Kühlkette bei tiefgekühltem Spinat) oder des Kochens (des ungenügenden oder zu langen Kochens) zu Giftigem. Oder die Speise wird erst giftig durch die Hand des Meuchelmörders, der monatelang den Gerichten Arsenik zugesetzt hat. Das »Übliche« ist plötzlich giftig,

sei's durch Summation der kleinen Arsenik-Dosen, sei's durch das Gift der täglichen Fahrlässigkeit und Lieblosigkeit der schlechten Küche. Die Hausfrau und Mutter, die langsam den Gatten oder die ganze Familie vergiftet, ist heimlich aus dem Zwangsverhältnis der sozialen Arbeitsteilung ausgestiegen: Statt zu nähren, tötet sie. Der heimische Herd wird zur Giftküche (vgl. Demeter, die Ernährerin).

Dieses schleichende Gift ist eine Ausschwitzung der Machtverhältnisse. Nur wer die Macht hat, einen zu schützen, hat die Macht, einen zu vergiften.

Gift ist Ent-Täuschung. Man wähnt sich am schützenden und nährenden Busen der Natur oder im Schutz des Zuhause oder wenigstens doch gesichert durch Staat und Technologie – und schon bekommt man etwas Ungutes; man sieht sich in einen Hinterhalt geraten.

Die Idee der Vergiftung tritt auch dort auf, wo durch das Auftauchen eines Fremden ein Begehren enttäuscht wird:

»Es scheint vielmehr, daß die Gier des Kindes nach seiner ersten Nahrung überhaupt unstillbar ist, daß es den Verlust der Mutterbrust niemals verschmerzt.

... Mit der Entziehung der Brust hängt wahrscheinlich auch die Angst vor Vergiftung zusammen. Gift ist die Nahrung, die einen krank macht. Vielleicht führt das Kind auch seine frühen Erkrankungen auf diese Versagung zurück.«⁴¹

Gift-Erfahrung

Das wohl erste Organ, das mit Gifthalluzinationen zu tun hat, ist der Mund, der für René Spitz die »Wiege der Wahrnehmung« ist. Bitterer Geschmack, Verwesungsgeruch oder die fäulnisartige Beschaffenheit eines Bissens lassen an Gift denken. Aber es reicht schon die Tatsache, daß etwas »ungewohnt« schmeckt, um Ängste um die eigene Gesundheit auszulösen. Auch Geruchs- und Geschmacks-Idiosynkrasien haben »Wirkung«:

»Der Geruch faulender Äpfel machte bei Goethe, der Schiller besuchte und in dessen Abwesenheit sich an seinen Schreibtisch gesetzt hatte, in dem solche Äpfel als Delikatesse lagen, Betäubung, welche sich schnell bis zur Bewußtlosigkeit steigerte und erst wieder schwand, als man den Leidenden an die frische Luft gebracht hatte.«⁴²

Nicht jedes Gift »wirkt« auf alle Subjekte – geschweige denn auf alle Lebewesen – gleichermaßen. Und: ein und dasselbe Gift hat auf das nämliche Subjekt nicht stets die gleiche »Wirkung«. Gifte treffen den Körper auch nicht gleichmäßig und in gleicher Weise. Manche Gifte werden z. B. in der Leber zurückgehalten, andere gehen ins Blut über und werden rasch wieder ausgeschieden, und

»manche Gifte sind nur wirksam, wenn sie auf einem bestimmten Weg in den Organismus eindringen . . .«⁴³

Alexander v. Humboldt: »Der Indianer forderte uns von Zeit zu Zeit auf, die Flüssigkeit zu kosten; nach dem mehr oder minder bittren Geschmack beurteilt man, ob der Saft eingedickt genug ist. Dabei ist keine Gefahr, da das Curare nur dann tödlich wirkt, wenn es unmittelbar mit dem Blut in Berührung kommt.«⁴⁴

»Wieder andere Gifte zeigen *unterschiedliche* Wirkungen je nachdem, ob sie inhaled, eingenommen oder durch die Haut resorbiert werden.«⁴⁵

Noch einmal Humboldt zum Pfeilgift: »Getrocknet gleicht der Stoff dem Opium; (. . .) Es schmeckt sehr angenehm bitter und Bonland und ich haben oft kleine Mengen verschluckt. Gefahr ist dabei keine, wenn man nur sicher ist, daß man an den Lippen oder am Zahnfleisch nicht blutet.«⁴⁶

Arsenale von Sicherungstechniken gegen vergiftetes Essen und Trinken haben sich in der Menschheitsgeschichte entwickelt.

Doch: »Auch die berühmten Färbungsproben sind trügerisch. Zwar stimmt es, daß Pilze bestimmter Arten an ihren Schnittflächen sich durch Oxydation verfärben können; ebenso stimmt es, daß Münzen oder silberne Bestecke bei Kontakt mit gewissen Pilzen schwarz werden, weil diese Schwefelwasserstoff abgeben; es ist auch richtig, daß einige Pilzarten Blausäure enthalten, die mit einem speziellen Indikatorpapier nachweisbar ist – aber alle diese Merkmale können ebensogut bei eßbaren wie bei giftigen Arten auftreten.«⁴⁷

Gift schadet, tötet, ohne zu drohen. Es entzieht sich den fünf Sinnen. Gift als blinder Passagier. Es gibt keinen spezifischen Gift-Geruch oder eine spezifische Gift-Farbe. (Wenn wir von giftigen Gerüchen oder von der giftgrünen Farbe sprechen, treffen wir meist etwas allein das Harmonie-Empfinden Störendes (kräftig-grelle Farben = schreiend).

Tautologie: Gift ist nur dann Gift, wenn es im menschlichen Körper schädlich wirkt: Deshalb besteht die einzige Garantie im

Menschenversuch. Versuchstiere z. B. haben einen anderen Stoffwechsel.

»Es bedeutet z. B. gar nichts, wenn eine Schnecke auf einem Pilz sitzt und ihn sich gut schmecken läßt.«⁴⁸

Das Dilemma der Gifterkennung entwickelt in aufklärerischem Geiste Krünitz *Oeconomische Encyclopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirtschaft* (Brünn 1788):

»Wir sehen hieraus, daß wir mit diesen Erfahrungen noch lange nicht zurechtkommen, wenn wir unserer Sache gewiß seyn wollen. Es bleibt uns also alsdann, und auch in dem Falle, wenn der verdächtige Körper, den wir untersuchen, gar keine Wirkung auf den Körper anderer Tiere äußert, nichts übrig, als Versuche an dem menschlichen Körper selbst zu machen. Dieses geschieht auf dreierley Art: 1) mit dem Blute oder andern Säften eines gesunden Menschen, außer dem lebendigen Körper; 2) mit Missethättern, und 3) an unserem eigenen Leibe.« (S. 430)

Wie kann man letzte Gewißheit erlangen? »Wenn man alsdann die Zufälle in ihrem Anfange zu leiden hat, welche auf den Gebrauch dieses oder jenes Giftes folgen, welche, wenn ihnen kein Einhalt geschieht, dem Leben selbst ein Ende machen würden: alsdann kann man sich freylich, wiewohl mit der äußersten Gefahr seines Lebens, versichern, daß solche Körper Gifte sind.« (S. 434)

In Herrschaftshäusern wartete man zu diesen Zwecken des Vorkosters »Kredenz« ab:

Die Kredenz: »Die Bedeutung von »Anrichtetisch« entwickelte sich aus der Wendung »far la credenza«, »die Prüfung auf Treu und Glauben vornehmen«, welche die Aufgabe des Mundschenks oder Dieners an Herren- oder Fürstenhöfen umschrieb, die Speisen und Getränke, ehe sie dem Herrn vorgesetzt wurden, an »Seitentischchen« vorzukosten und damit auf ihre Unschädlichkeit zu prüfen.«⁴⁹

Aber selbst dies Verfahren bietet keine absolute Gewähr: Es zeigt uns weder Summationsgifte noch die Wirkung z. B. solcher Giftpilze an, die als »Zeitbomben« wirken.⁵⁰ Gifterkennung ist meist nur noch als Auffindung der Gifte im schon geschädigten Körper möglich.

Noch in den vierziger Jahren werden beim Giftnachweis im Labor die unbewaffneten Sinne zur Zeugenschaft bestellt:

Das aus der Belladonnapflanze gewonnene Atropin, das bei größerer Dosis lähmend wirkt, wird beim Zusatz »einiger Chemikalien durch eine

violette, alsbald in ein schönes Rot übergehende Färbung« fürs Auge erkennbar. Wird es in trockenem Zustand bis zur Nebelbildung erhitzt, so erkennt es die Nase: »Es macht sich ein angenehmer Geruch bemerkbar, der an Schlehenblütenduft erinnert.«⁵¹

Heute haben Apparate die Sinne von dieser Aufgabe zum Teil entbunden. Gas-Chromatographie, Absorptionsspektroskopie und Polarographie ermöglichen den Nachweis der winzigsten Giftspuren. Gift als das Fremde ist nähergerückt, im Moment, in dem es nicht mehr in einem Panorama zu verorten, sondern in dem die gesamte Welt zur Um-Welt, zum »viciono«, »chez nous«, Weichbild wird. Die zeittypische Figur scheint mir im Verhältnis von Allergie und Umwelt zu liegen: Nachdem die Welt nun erfahren und alles in die Nahwelt herangeholt, zu »Umwelt« wird, mobilisieren sich im Subjekt des 20. Jahrhunderts Überempfindlichkeiten, Allergien, »krankhafte Reaktionen des Körpers auf körperfremde Stoffe«, zugleich eine stete Erwartung gegenüber allem und jedem. Dagegen wird die Aura des »Selbstgemachten« gesetzt, das selbst bald Industrieprodukt ist.

Die zerstreute Präsenz des Giftes ist ein permanenter Schock, der Aufmerksamkeit schafft.

Die ständige Herausforderung durch ein Geheimnis – man weiß, es ist da, man weiß, es ist überall.

»Gift« als Unterhaltung oder als Lebensunterhalt: Es ist jeweils der Moment der »Suspense«, des Changierens, des Umschlagens, des Oszillierens einer Geste oder eines Zeichens.

Anmerkungen

1 Krünitz *Oeconomische Encyclopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirtschaft*, Brunn 1788, S. 426.

2 Claus Unruh, *Der Giftmord. Tat. Täter. Opfer*, Berlin/Neuwied 1965, S. 128 f.

3 Unruh (s. Anm. 2), S. 45.

4 Unruh (s. Anm. 2), S. 65.

5 Unruh (s. Anm. 2), S. 63.

6 Unruh (s. Anm. 2), S. 91.

7 Ebenda.

- 8 Unruh (s. Anm. 2), S. 92.
- 9 Unruh (s. Anm. 2), S. 72.
- 10 Unruh (s. Anm. 2), S. 156.
- 11 Unruh (s. Anm. 2), S. 84 f.
- 12 *Süddeutsche Zeitung* v. 10. 2. 1982.
- 13 *DM – Das kritische Verbraucher-Magazin* 3/1982, S. 18.
- 14 *Stern* 46/81, S. 11. 1981, S. 140 ff.
- 15 *DM – Das kritische Verbraucher-Magazin* 3/1982, S. 25 f.
- 16 Walter Benjamin, *Die Waffen von morgen*, in: *Gesammelte Werke*, Band IV/1, Frankfurt 1972, S. 473.
- 17 *Stern* 7/1982, 11. 2. 1982, S. 132.
- 18 *Der Spiegel*, 2/1982, S. 146.
- 19 *Süddeutsche Zeitung* v. 21. 2. 1982.
- 20 *Die Zeit* 39/1981, S. 65.
- 21 Ebenda.
- 22 *Der Spiegel*, 2/1982, S. 149.
- 23 Sigmund Freud, *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, in: *Studienausgabe*, Bd. I, Frankfurt 1969, S. 376.
- 24 Carlo Levi, *Christus kam nur bis Eboli*, zit. nach: M. Risso/W. Böker, *Verhexungswahn. Ein Beitrag zum Verständnis von Wahnerkrankungen süditalienischer Arbeiter in der Schweiz*, Basel/New York 1964, S. 26.
- 25 Risso (s. Anm. 24), S. 26.
- 26 Risso (s. Anm. 24), S. 11.
- 27 Risso (s. Anm. 24), S. 63.
- 28 Risso (s. Anm. 24), S. 74.
- 29 Risso (s. Anm. 24), S. 13.
- 30 Risso (s. Anm. 24), S. 17.
- 31 Risso (s. Anm. 24), S. 19.
- 32 Marcel Mauss, *gift – gift* (1924), in: *Oeuvres III, Cohésion sociale et divisions de la sociologie*, Paris 1969, S. 46.
- 33 Mauss (s. Anm. 32), S. 47.
- 34 Mauss (s. Anm. 32), S. 49.
- 35 Walter Benjamin, *Über Haschisch. Novellistisches, Berichte, Materialien*, Frankfurt 1972, S. 54.
- 36 Risso (s. Anm. 24), S. 35.
- 37 *Kinder- und Hausmärchen* gesammelt durch die Brüder Grimm, Frankfurt 1981, S. 308.
- 38 Francois Bodin / C. F. Cheinisse, *Gifte. Vorkommen. Wirkung. Bekämpfung*, München 1970, S. 222.
- 39 Risso (s. Anm. 24), S. 74.
- 40 Bodin/Cheinisse (s. Anm. 38), S. 177.
- 41 Freud (s. Anm. 23), S. 553.
- 42 Louis Lewin, *Die Gifte in der Weltgeschichte. Toxikologische, allge-*

- meinverständliche Untersuchungen der historischen Quellen*, Berlin 1920, S. 96.
- 43 Bodin/Cheinisse (s. Anm. 38), S. 72.
- 44 Louis Lewin, *Die Pfeilgifte. Nach eigenen toxikologischen und ethnologischen Untersuchungen* (1923), Hildesheim 1971, S. 419.
- 45 Bodin/Cheinisse (s. Anm. 38), S. 72.
- 46 Lewin (s. Anm. 44), S. 419.
- 47 Bodin/Cheinisse (s. Anm. 38), S. 174.
- 48 Ebenda.
- 49 *Duden Ethymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache*, Mannheim 1963.
- 50 Bodin/Cheinisse (s. Anm. 38), S. 174 f.
- 51 Wilhelm Autenrieth, *Die Auffindung der Gifte und stark wirkenden Arzneistoffe zum Gebrauch in chemischen Laboratorien*, Dresden und Leipzig 1943, S. 115.

Ashley Montagu

Die Haut

Gewöhnlich haben wir der Haut gegenüber eine gleichgültige Haltung, es sei denn, Pickel oder Falten bilden sich oder sie wird sonstwie beschädigt. Dann erst reagieren wir irritiert und wünschen, daß die Beschädigungen verschwinden. Meistens wird angenommen, daß die Haut eine Art Verband oder Umhüllung ist, die das Skelett vor dem Auseinanderfallen bewahrt und die – zumindest bei Tieren – für Schuhe und andere Lederartikel verwendet wird. Bei heißem Wetter schwitzt die Haut, bei kaltem Wetter wird sie unangenehm kühl; doch vielleicht am schlimmsten: Oft wachsen Haare an den falschen Stellen, so daß sie rasiert werden müssen; dort, wo jedoch kräftiges Haar erwünscht ist, wächst es spärlich; leider verliert es stets zu früh seine jugendliche Kraft und Färbung. So läßt sich die Haut beschreiben.

Diese Betrachtungsweise jedoch zeigt eine beträchtliche Unkenntnis des umfangreichsten und außerordentlich wichtigen Organs des Körpers. Die Haut ist das größte Organ des Körpers, dessen Nervenzentren auch im Gehirn am stärksten vertreten sind. Sie ist ein kompliziertes Organsystem, das viele verschiedene Funktionen übernimmt, ohne das kein Mensch überleben kann.¹

Die Haut hat sich wie Nervensystem, Augen, Haare und Zähne aus derselben Zellschicht, dem Ekdoderm, herausgebildet und zeichnet sich durch eine hohe Empfindlichkeit gegenüber ihrer Umwelt aus. Als Wahrnehmungssystem, das Umweltinformationen aufnimmt und verarbeitet, ist die Haut für das Überleben des Menschen viel wichtiger als alle anderen Wahrnehmungsorgane. Man kann taub und blind geboren werden oder im Laufe des Lebens so geworden sein und kann, wie Helen Keller, als vollwertiger Mensch leben; aber ohne Haut hat man keine Möglichkeit zu überleben. Helen Keller konnte über die gewöhnlichen Kanäle des Hörens und Sehens nichts wahrnehmen; aber die Haut, der Tastsinn, ermöglichte es ihr, mit der Welt zu kommunizieren und sogar eine berühmte Persönlichkeit zu werden. Die Haut übermittelt Botschaften an das Gehirn und das Rückenmark und emp-

fängt Nachrichten von dort; im Grunde genommen kann alles, was dem zentralen Nervensystem durch Augen und Ohren mitgeteilt werden kann, auch durch die Haut übermittelt werden. Dies ist nicht verwunderlich; denn die Haut stellt tatsächlich das äußere Nervensystem dar, dessen innerer Teil das zentrale Nervensystem ist.²

Bisher ging man im allgemeinen davon aus, daß Lernen hauptsächlich mit Hilfe von Augen und Ohren erfolgt; dagegen wurde bislang kaum berücksichtigt, daß ein großer Teil der elementaren Lernprozesse sich über die Haut vollzieht. Schon beim Embryo entwickelt sich der Tastsinn als erster; lange bevor sich Ohren und Augen bilden, reagiert der noch nicht drei Zentimeter große Embryo aktiv auf die Stimulation seiner Haut.³ Das Hauptorgan, das den Embryo während der neun Monate im Mutterleib umgibt und mit dessen Hilfe er mit seiner Umwelt verbunden ist, ist die Haut. Eingetaucht ins Fruchtwasser und eng umschlossen von den Wänden des Mutterleibes wird das Leben der Leibesfrucht zu Recht als Leben im »Nirwana« beschrieben.⁴ Dieser als paradiesisch angenommene Zustand wird gewaltsam durch den Geburtsprozeß beendet. Mit der Geburt selbst gehen zahlreiche komplexe Veränderungen einher, die dazu bestimmt sind, das Neugeborene auf den Übergang vom Leben im Fruchtwasser auf das neue Leben vorzubereiten.⁵

Die Wehentätigkeit, das heißt die Kontraktion der Gebärmutter, dauert als Teil des Geburtsvorganges durchschnittlich bei der ersten Geburt 14 Stunden, bei weiteren Geburten 8 Stunden. Während der Geburt erfährt der Säugling vorwiegend Stimulationen der Haut. Die rhythmische Kontraktion der Gebärmutter über dem Körper reizt die Empfindungsnerven der Haut, die dadurch über das äußere Nervensystem Reize auf die verschiedenen Organe des Säuglingskörpers ausüben, um diese auf die Eigentätigkeit vorzubereiten.

Ist der Säugling endlich geboren, steht ihm – vor allem nach den traumatischen Erfahrungen der Geburt – die volle Befriedigung seiner Bedürfnisse zu. Wonach er sich sehnt, ist die Fortsetzung des Lebens, das er so vollkommen im Mutterleib geführt hat. Diesem Wunsch und seiner durch die Geburt entstandenen Abhängigkeit versucht die Natur durch eine entsprechende Vorbereitung der Mutter während der Schwangerschaft gerecht zu werden.

Bei den Tieren leckt das Muttertier das Neugeborene ausgiebig; den Weg zu den Zitzen finden die Jungen instinktiv sofort nach der Geburt. Selbst wenn die Jungen beim Saugen erfolgreich wären, müßten sie sterben, wenn das Lecken des Muttertieres ausbliebe. Denn die Stimulation durch das Lecken regt die Entwicklung der Genitalien und das selbständige Funktionieren des Magen- und Darmtraktes an, damit der aufgenommenen Nahrung Nährstoffe entnommen und die Reststoffe ausgeschieden werden können. Beim Menschen hat die andauernde Kontraktion der Gebärmutter die gleiche Funktion wie das Lecken beim Tier; denn die Wehentätigkeit stimuliert die Haut und bereitet das Neugeborene auf das eigenständige Leben nach der Geburt vor. Mutter und ungeborenes Kind leben als symbiotisches Paar neun Monate lang in einer wechselseitigen lebenswichtigen Beziehung, die nach der Geburt in ein neues, in mancher Hinsicht komplexeres Stadium tritt. Wenn die Mutter ihren Säugling gleich nach der Geburt in die Arme nimmt, liebkost, streichelt und stillt, erfährt sie die gleiche Befriedigung wie ihr Kind. Abgesehen davon, daß die Vormilch die passive Immunität des Neugeborenen fördert und die Geschlechts- und Harnorgane sowie den Magen- und Darmtrakt anregt, bewirken das Saugen des Neugeborenen und die Stimulation der Brustwarzen die Rückbildung des Uterus und den Zusammenschluß blutender Gefäße und verhindern einen etwaigen nachgeburtlichen Blutsturz. So verschaffen sich Säugling und Mutter wechselseitig zahlreiche physische und psychische Befriedigungen.

Die Entwicklung dessen, was der Säugling über seine Augen und Ohren lernt, hängt in hohem Maße von den Erfahrungen ab, die er vorher mit Hilfe des Tastsinnes gemacht hat. Für das Ungeborene war die Haut das wichtigste Kommunikationssystem, und es bleibt auch für den Säugling das Organ, das den grundlegenden kommunikativen Kontakt mit der Umwelt sichert. Der Säugling erkennt sehr deutlich die Mitteilungen, die er über die Haut erhält, z. B. durch die Art, wie er gehalten, gedrückt und gestreichelt wird. So kann ein Säugling unterscheiden, ob er von einer ihn liebenden oder ihm gegenüber gleichgültigen Person in den Arm genommen wird. Auch »Erwachsene« besitzen noch diese Unterscheidungsfähigkeit zwischen einer liebevollen und einer gleichgültigen Berührung. Da die Haut das wichtigste Kommunikationssystem des Säuglings ist, sollten alle an ihn gerichteten

taktilen Mitteilungen ihm die für sein Wachstum und seine Entwicklung notwendige Befriedigung verschaffen.

Die taktile Stimulation, die das Kind durch die Brust der Mutter erhält, geht einher mit optischen und akustischen Reizen, liebevollen Lauten, dem Lächeln und dem liebevollen Blick. Aufgrund der Erfahrungen, die das Kind mit den Lippen und den Händen am Gesicht und an der Brust der Mutter macht, mißt es diesen Teilen auch an dem Körper anderer Menschen besondere Bedeutung zu. Am Körper seiner Mutter und an seinem eigenen erlebt und erforscht der Säugling zum ersten Mal den Unterschied und die Verbindung zwischen »ich« und »mein« und »du« und »dein«. Tennyson beschreibt diese Erfahrung in seinem Gedicht *In Memoriam*:

The baby new to earth and sky
What time his tender palm is prest
Against the circle of the breast,
Has never thought that »this is I.«

But as the grows he gathers much
And learns the use of »I« and »me«,
And finds »I am not what I see,
And other than the things I touch.«

So rounds he to a separate mind
From whence clear memory may begin
As thro' the frame that binds him in
As isolation grows defined.⁶

Durch die Erfahrungen des Tastsinnes lernt das Kleinkind allmählich, den Berührungen ihre entsprechende Bedeutung zu geben, die Bedeutung von Zärtlichkeit und Wärme, von sanften Berührungen und liebevollen Händen, vom tröstlichen Gefühl umschließender Arme und Liebkosungen zärtlicher Liebe. Diese Adjektive haben ihren Ursprung in taktilen Erfahrungen und wären völlig bedeutungslos ohne eine solche vorgängige kommunikative Erfahrung. Diese Worte erlangen ihre Bedeutung vor allem durch die vielen angenehmen und befriedigenden Erfahrungen der Menschen mit der Haut ihrer Mutter und ihrer eigenen. Die Sprache des Tastsinnes ist die früheste aller Sprachen, und sie ist universell. Daher haben viele Begriffe, Sätze und Redewendungen zur Bezeichnung unserer stärksten Gefühle ihren Ursprung in Tasterfahrungen. Kein Wort veranschaulicht diesen Zusammenhang

besser als jenes, mit dem wir die Stimulation der Haut bezeichnen: »Berühren« meint sowohl die Tasterfahrung als auch das emotionale »Berührt«-Sein. Die Erfahrung mit der Wärme des mütterlichen Körpers läßt ein Gefühl für emotionale Wärme entstehen. Wie dieser Zusammenhang dem Wort »Wärme« seine übertragene Bedeutung verleiht, so erhält im Englischen der Ausdruck »being left in the cold« – Verlassensein in der Kälte – seine Bedeutung von der entgegengesetzten Erfahrung. Unter einem »warmherzigen« Menschen versteht man im Unterschied zu einem »kühlen« Menschen eine Person, die fähig ist zu lieben und diese Gefühle auszudrücken. Diese Ausdrücke zeigen, in welchem Maße unsere Erfahrungen von Liebe auf Empfindungen der Haut – als dem Zugang zur Psyche – zurückgehen. Im Französischen wird der enge Zusammenhang zwischen taktilen Erfahrungen und inneren Gefühlen in vielen sprachlichen Wendungen deutlich. So behauptet z. B. Sébastien Chamfort, ein Philosoph des 18. Jahrhunderts, daß »Liebe nur eine Manifestation des Tastsinnes sei«;⁷ und ein anderer Franzose schrieb: »Liebe ist die Harmonie zweier Seelen und die Berührung der Haut zweier Körper.«

Wahrscheinlich lassen sich in der emotionalen Sensibilität auch Unterschiede zwischen den Angehörigen verschiedener Kulturkreise ausmachen. So werden z. B. im Vergleich zu den eher zurückhaltenden Angelsachsen die romanischen Völker als gefühlsbetont charakterisiert. Zweifellos sind Unterschiede in der Art des Hautkontaktes und der Tasterfahrungen in der frühen Kindheit der Grund für die unterschiedliche Fähigkeit von Menschen, sich anderen zu nähern. So umarmen Südländer z. B. einander und küssen sich; Engländer hingegen schütteln sich lediglich die Hände und halten eher Distanz. Wenn man sich in Europa versehentlich berührt, erregt dies kein besonderes Aufsehen; in England muß man sich jedoch bei dem anderen entschuldigen, da man seine persönliche Integrität verletzt hat. Diese Distanz bleibt sogar zwischen Familienangehörigen bestehen. Solche Unterschiede im äußeren Verhalten sind der Ausdruck großer Unterschiede in der Mentalität. Sollte, wie der englische Psychologe Alexander Bain bemerkte, die Berührung das wesentliche Element der Zuneigung sein, dann ist anzunehmen, daß jene, die Schwierigkeiten haben, andere zu berühren und sich berühren zu lassen, in der Kindheit unter mangelndem liebevollem Hautkontakt litten. Die

Ergebnisse vieler Experimente und Beobachtungen bestätigen diese Schlußfolgerung.⁸

Mit welchen Lebewesen auch immer Experimente gemacht worden sind, ob mit Mäusen, Ratten, Affen oder Menschen, die Ergebnisse waren stets dieselben: Nicht ausreichende Hautkontakte wirken sich ungünstig auf die Entwicklung der betroffenen Individuen aus. Davon ist nicht nur die Entwicklung ihres Verhaltens betroffen, sondern auch ihr physisches Wachstum, ihre Widerstandsfähigkeit und ihr allgemeiner Gesundheitszustand. So fanden z. B. Otto Weininger und seine Kollegen heraus, daß Albino-Ratten, die nach ihrer Entwöhnung 21 Tage lang sanft behandelt wurden, schneller als solche wuchsen, die diese Behandlung nicht erfahren hatten.⁹ Schon 1921 zeigte F. S. Hammett, daß sanft behandelte Ratten nach der Entfernung ihrer Schilddrüse sechsmal so häufig überlebten wie Ratten, die nach derselben Operation nicht die gleiche Behandlung erfahren hatten.¹⁰ Weiterhin wiesen Weininger und seine Kollegen nach, daß sorgsam gepflegte und sanft behandelte Ratten eher in der Lage waren, eine längere Hungerzeit zu überleben, als die nicht in gleicher Weise behandelten Tiere. John D. Benjamin teilte 20 Laborratten in zwei Gruppen. Bei gleichen Lebensbedingungen erhielt jede Gruppe dieselbe Art und Menge von Futter. Die Ratten der einen Gruppe wurden sanft behandelt, die der anderen Gruppe wurden mit einem Minimum an Kontakt versorgt. »Es klingt unwahrscheinlich«, sagte John D. Benjamin, »aber die sorgsam gepflegten und sanft behandelten Ratten lernten und wuchsen schneller.«¹¹ Diese Aussage klingt heute nicht mehr unwahrscheinlich, da es Hunderte von Forschungsberichten über die Bedeutung der Stimulation der Haut für die Entwicklung von Lebewesen gibt. Daher sollte heute niemand mehr den Wert dieses so wichtigen Organs unterschätzen. Harry Harlows berühmte Experimente mit einer aus Draht und Stoff bestehenden Affenmutter zeigen deutlich, daß sogar mit einer solchen Attrappe dem jungen Affen Geborgenheit, Sicherheit und Beziehungsfähigkeit vermittelt werden konnten.¹² Harlow erklärte als Präsident der American Psychological Association in seiner Rede von 1958 über die Bedeutung der Liebe:

»Es überraschte uns nicht, zu entdecken, daß die Freude an der Berührung eine grundlegende Zuneigungs- und Liebesvariable ist, aber wir hatten nicht erwartet, daß diese die Variable der Versorgung vollständig in den Schatten stellt. Die Ungleichheit zwischen den beiden Variablen ist

tatsächlich so groß, daß man dem häufigen und engen Körperkontakt in der Mutter-Kind-Beziehung unter allen Variablen die Priorität einräumen muß. Denn der Mensch lebt nicht von Milch allein.«¹³

Im Körperkontakt mit der Mutter erfährt das Kind die erste Beziehung zu einem anderen Menschen. Es ist die Mutterbrust, an der der Prozeß der Menschwerdung beginnt. Zwar kann der Mensch nicht allein von der Muttermilch leben; doch sollten der Wert dieser Nahrung, ihre immunisierenden Stoffe sowie weitere physiologische Vorteile für das gestillte Kind nicht unterschätzt werden. Der Körperkontakt bleibt das Primäre, aber dieser wird am vorteilhaftesten durch den Kontakt während des Stillens erreicht. In der westlichen Welt verlassen wir uns heute eher auf Technologien als auf die Natur, so daß wir es für gut halten, das Kind gleich nach der Geburt von der Mutter zu trennen. In der Regel wird das Neugeborene sofort auf die Säuglings-»Pflege«-Station gebracht und dort in ein als Kinderbett bezeichnetes, gefängnisähnliches Gittergestell gelegt. Da liegt es nun auf einem weißen Laken, von weißen Wänden umgeben, verlassen und während der nächsten 24 Stunden ohne Nahrung; und dies geschieht aufgrund der unsinnigen Theorie, derzufolge das frühe Füttern des Säuglings Unwohlsein bewirkt. Wenn endlich mit dem Füttern begonnen wird, benutzt man in der Regel eine mit einem Gummisauger verschlossene Glas- oder Plastikflasche, in der mit Zusätzen versehene Kuhmilch enthalten ist.

Das alles ist grundsätzlich falsch; denn es ist wissenschaftlich nicht stichhaltig und für die Entwicklung des Säuglings schädlich. Eine Pflegestation ist kein Ersatz für die Mutterbrust und Kuhmilch kein Ersatz für die Muttermilch. Kuhmilch ist gut für Kälber, nicht jedoch für Säuglinge. Denn sie enthält nicht die erforderlichen Proteine und die erforderliche Quantität an Fetten und Kohlehydraten, auf die der Stoffwechsel des Neugeborenen eingestellt ist.

Das Saugen besteht aus einer komplexen Reihe von Verhaltensweisen, die einen wichtigen Einfluß auf die physische und psychische Entwicklung des Kindes haben. Francis T. Pottenger und Bernhard Krohn fanden heraus, daß sich die Gesichtsknochen, Kiefer und Zähne bei brustgestillten Kindern günstiger als bei Flaschenkindern entwickeln.¹⁴ In einer Untersuchung bei 319 neuseeländischen Kindern fand Frances Broad heraus, daß die

gestillten Kinder in allen Aspekten der Sprachentwicklung – Deutlichkeit der Aussprache, Klangqualität, Lesefähigkeit – wie auch im allgemeinen Selbstvertrauen den Flaschenkindern überlegen waren.¹⁵ Diese Ergebnisse überraschen nicht, denn die Saugorgane sind auch Artikulationsorgane, so daß man daraus schließen kann, daß sich Bedingungen, die die Entwicklung des Saugreflexes beeinflussen, auch auf die Sprachentwicklung auswirken.

Wenn nach der Geburt endlich der Kontakt zwischen der Mutter und dem Säugling aufgenommen wird, wird er im allgemeinen durch mehrere Kleidungsschichten behindert. Das wird in anderen Kulturen anders gehandhabt. Der Unterschied ist besonders auffallend im Vergleich zu den sog. »primitiven« Kulturen, die, solange sie noch nicht unter dem Einfluß der westlichen Welt standen, viel mehr von diesen Zusammenhängen verstanden als wir. Die Erinnerungen eines 80 Jahre alten afrikanischen Häuptlings des Kikiyu-Stammes, Kabongo, veranschaulichen dies:

»Die Erinnerungen an meine frühen Jahre sind verbunden mit meiner Mutter. Erstens war sie immer da. Ich erinnere mich an das wohlige Gefühl, das von ihrem Körper ausging, wenn sie mich auf dem Rücken herumtrug, und an den Geruch ihrer Haut in der heißen Sonne. Alles kam von ihr. Wenn ich hungrig oder durstig war, nahm sie mich nach vorn, so daß ich ihre vollen Brüste erreichen konnte; jetzt, wenn ich die Augen schließe, empfinde ich wieder mit Dankbarkeit das wohlige Gefühl, das ich hatte, wenn ich meinen Kopf in ihre weichen Brüste grub und die süße Milch trank. Nachts, wenn die Sonne nicht mehr schien, um mich zu wärmen, umschlossen mich ihre Arme, ihr Körper; als ich älter wurde und mehr an anderen Dingen interessiert war, konnte ich von meinem sicheren Platz auf ihrem Rücken ohne Angst umherschauen, und wenn ich müde wurde, brauchte ich bloß die Augen zu schließen.«¹⁶

»Ich erinnere mich an das wohlige Gefühl, das von ihrem Körper ausging.« Wieviel drücken diese Worte aus! In sog. »primitiven« Kulturen werden Säuglinge an der Mutterbrust gestillt und sind, wie Kabongo es beschreibt, in fast ständigem Kontakt mit dem Körper der Mutter. Wird das Kind nicht von der Mutter getragen, so hält es sicherlich ein anderer oder trägt es umher, auch wenn es schon älter ist. Da Kinder dort im allgemeinen kein Spielzeug besitzen, spielen sie gern mit ihren jüngeren Geschwistern. So haben auch kleinere Kinder immer die Möglichkeit zu engem Hautkontakt.¹⁷

Obwohl das Thema neu ist und es kaum eine interkulturell vergleichende Studie über die verschiedenen Auswirkungen des Körperkontakts zwischen Mutter und Kind auf die Entwicklung des Kindes gibt, bestehen hier zweifellos signifikante Unterschiede. Das zeigen auch die selbstsicheren, gesunden und fröhlichen Gesichter der Kinder in so vielen traditionellen Kulturen, ihr fröhliches Lachen, ihre Zärtlichkeit miteinander, das Spielerische, das volle Vertrauen in die Älteren. Daran wird deutlich, wie fest ihre glückliche Entwicklung in der Liebe verwurzelt ist, die sie von ihren Eltern und vor allem von ihrer Mutter im engen Hautkontakt in den ersten Lebenstagen erhalten haben.¹⁸ Nach Ergebnissen, die aus Untersuchungen an Menschen und Tieren gewonnen wurden, hat die Vernachlässigung taktiler Erfahrungen in der frühen Lebensphase negative Auswirkungen auf die physische, emotionale und intellektuelle Entwicklung. Lewis Bernstein konnte zeigen, daß Albino-Ratten, die sorgsam gepflegt und zart behandelt wurden, anderen Ratten, die diese Behandlung nicht erfahren hatten, in bezug auf Lernen und Behalten überlegen waren.¹⁹ Die Ergebnisse dieser Beobachtungen wurden für andere Lernsituationen mit anderen Tieren von zahlreichen Forschern bestätigt.²⁰ Diese stimmen alle darin überein, daß sanft behandelte Tiere weniger ängstlich und furchtsam als nicht in dieser Weise behandelte Tiere sind. Jack T. Tapp und H. Markowitz konnten zeigen, daß die sorgsame Pflege und die sanfte Behandlung von Ratten das Wachstum einiger Teile ihres Gehirns vergrößern.²¹ Untersuchungen bestätigen, daß zart behandelte Tiere gesünder als nicht so behandelte Tiere sind. Harry Harlow und seine Mitarbeiter halten es sogar für möglich, daß weibliche Affen, die in ihrer Jugend einen »Mangel bei der normalen Befriedigung des Körperkontaktes erfahren hatten, als ausgewachsene Weibchen unfähig sind, mit ihren eigenen Jungen in normale Körperbeziehungen zu treten.«²² Nach ihrer Vermutung sind die Ursachen dafür allerdings komplexer, als dies aus der bloßen Beschreibung des Sachverhalts hervorgeht; denn mütterliche Fürsorge hängt eher von den sozialen Erfahrungen im allgemeinen als von den erwähnten speziellen Erfahrungen ab. Dennoch ist diese besondere Erfahrung der frühen Entbehrung des engen Körperkontaktes mit der Mutter eine bedeutende Ursache für die Unfähigkeit vieler Mütter, eine angemessene Beziehung zu ihren Kindern zu entwickeln.²³

Ich habe bereits auf den Zusammenhang von Körperkontakt und Kleidung hingewiesen. O. C. Irvin und L. Weiss fanden heraus, daß bekleidete Kinder signifikant weniger aktiv als unbekleidete Kinder waren.²⁴ Nach einer Untersuchung von A. C. Aldrich schrien Kinder um so weniger, je mehr Zeit in den Krankenhäusern auf ihre Pflege als Neugeborene verwendet wurde; auch reduzierte das Einwickeln in helle Decken die Dauer des Schreiens der Säuglinge.²⁵ Nach Harry Bakwin sollen Säuglinge durch sanft über ihre Haut streichende Luft beruhigt werden.²⁶ Harlow konnte an Affen beobachten, daß in der nachgeburtlichen Zeit das Bedürfnis der Affenmutter nach Nähe größer war als das des Affenjungen. Dieses Bedürfnis fördert zumindest teilweise das fürsorgende Verhalten der Affenmutter.²⁷ Auch bei der Mutter eines Säuglings wäre ein gesteigertes Bedürfnis nach Nähe für die Pflege des Neugeborenen nützlich. Mary Shirley stellte in einer intensiven Untersuchung an 25 Säuglingen fest, daß nach dem Bericht der Mütter das »Tätscheln und Berühren der Brust beim Stillen« und das »Anschmiegen des Kindes beim Herumtragen« die ersten Zeichen der Zuneigung des Säuglings sind. Im siebten und achten Monat zeigen die Säuglinge ihre Zuneigung auch dadurch, daß sie das Gesicht der Mutter berühren, sie umarmen und ihr das Gesicht entgegenhalten, um geküßt und liebkost zu werden.²⁸ Nach Shirleys Vermutungen sind die meisten dieser Handlungen erlernt, doch könnten Streicheln und Tätscheln möglicherweise auch spontane Handlungen sein. Auf jeden Fall sind alle emotionalen kommunikativen Handlungen der Säuglinge taktiler Art. Diese taktile Kommunikation ist die erste und grundlegende Sprache des Kindes, auf der die verbale Sprache später aufbaut. Der Tastsinn wird daher »die Mutter der Sinne« genannt. Die taktilen Erfahrungen und die sie verstärkende Stimulation tragen auch zur Entwicklung der übrigen Sinne des Kindes bei. Berührung kann als der »humanisierende Sinn« angesehen werden, da er von Anfang an die Bindung zum anderen Menschen beinhaltet. Unsere verbale Sprache ist lediglich eine Erweiterung unserer frühen taktilen Sprache, und sie dient dem gleichen Zweck, nämlich eine Verbindung mit anderen Menschen herzustellen, den anderen zu berühren. Wir lieben, wir hassen, wir fühlen. Liebe ist ein Gefühl und Hassen ist ein Gefühl. Die wahre Bedeutung des Wortes »Gefühl« beinhaltet die frühen taktilen fühlenden Erfahrungen. Lieben wir, ist unser Gefühl ein freundliches, liebkosendes. Es

drückt sich durch intime körperliche Handlungen aus, die ihren Höhepunkt in der sexuellen Vereinigung haben. Hassen wir, geht das Gefühl oft mit dem Wunsch einher, dem anderen körperlichen Schmerz zuzufügen. Wir sind »berührt«. »Dinge gehen uns unter die Haut«.

Touch is understanding by relation
Touch is sympathy and so creation.²⁹

Wer jemals beobachtet hat, wie ein Kind von seiner liebenden Mutter gebadet wird, kennt die Freude, mit der es auf diese Erfahrung reagiert, so oft sie auch wiederholt wird. Möglicherweise ist unsere Freude am Duschen, Baden oder Schwimmen verbunden mit den frühkindlichen Erlebnissen des Gebadetwerdens oder sogar den vorgeburtlichen Erfahrungen im Mutterleib. Die Stimulation der Haut im Wasser ist ein angenehmes Gefühl, es sei denn, das Wasser ist zu kalt oder zu heiß. Seit Jahrhunderten ist bekannt, daß man Säuglinge, die nach der Geburt nicht spontan atmen, in heißes oder kaltes Wasser tauchen kann, um so die Atmung anzuregen. Damit erreicht man eine ähnliche Wirkung wie durch das Klopfen auf das Hinterteil des Neugeborenen.

Die Haut spielt beim Einschlafen und auch beim Aufwachen eine wesentliche, jedoch oft vernachlässigte Rolle. So wird z. B. das Einschlafen durch eine beruhigende Berührung gefördert, während eine zu starke Berührung häufig das Gegenteil verursacht. Während des Schlafes bleibt der Tastsinn der wachste Sinn; er ist auch nach dem Erwachen der erste, der in Funktion tritt. Je tiefer der Schlaf, desto geringer ist die Hautempfindlichkeit. Während im Tiefschlaf die Haut auf eine geringe Berührung mit einer Bewegung reagiert, führt eine feste Berührung häufig zum Aufwachen. Daß die Haut das Sinnesorgan ist, welches durch Schlaf am wenigsten beeinflusst wird, beweist zusätzlich ihre außerordentliche Empfindlichkeit. Während des Schlafes verhält sie sich wie ein Wachposten, der auf den Schlafenden aufpaßt und ihm jederzeit Alarm geben kann.

Berühren stellt die erste Erfahrung mit der Realität dar, jene Erfahrung, aus der wir unser Wissen über Tiefe, Dicke und Form der Dinge erwerben, aber auch das Gefühl der Sicherheit. Der Entzug von körperlicher Unterstützung ruft beim Säugling intensive Angstreaktionen hervor. Denn dieser plötzliche Verlust entzieht dem Säugling den Hautkontakt, aus dem er sein Sicherheits-

gefühl gewonnen hat. Wenn wir als Erwachsene davon sprechen, »den Kontakt verloren zu haben«, dann meinen wir damit denselben Beziehungsverlust. Kinder wollen alles berühren; denn das ist die ihnen vertrauteste Art, die Dinge kennenzulernen. Es scheint, als hielten wir die Dinge nicht für wirklich, bevor wir uns ihrer nicht durch die Berührung vergewissert haben. So geht es uns auch noch als Erwachsene. Wir neigen dazu, nichts für sicher zu halten, was wir nicht berührt haben. Wir wollen »fühlbare« Beweise. Ein deutliches Beispiel dafür sind Schilder wie »Frisch gestrichen«; sie lösen beim Sich-Nähernden den Wunsch aus, die Oberfläche zu betasten, um sich zu vergewissern, ob die Farbe feucht oder trocken ist. Was mittels anderer Sinne als Realität wahrgenommen wird, halten wir bestenfalls für Hypothesen, die einer Bestätigung durch Berührung bedürfen. Letztendlich glauben wir nichts, was wir nicht berühren können. Wir verstehen wenig, wenn es nicht in unserem »Fassungs«-Vermögen liegt – und das ist nicht nur eine Metapher.

Das Wissen des Individuums über die äußere Welt ist von seinem Tastsinn abhängig. Das Beispiel der jungen Engländerin Sheila Hocken zeigt diese Zusammenhänge deutlich. Sie war seit ihrer Geburt ungefähr 30 Jahre lang blind. Nachdem sie ihre Sehfähigkeit erlangt hatte, mußte sie die Dinge neu »be-greifen« lernen: »Das Auge nimmt ein visuelles Bild auf, übersetzt es und sendet Impulse zum Gehirn. Mein Gehirn jedoch wußte leider nichts mit ihnen anzufangen. Deshalb mußte ich alles, was ich sah, erst berühren.«³⁰ Dinge, über die sie keine Informationen durch Berührung erhalten konnte, mußte sie riechen oder schmecken. Erst im späteren Leben Erblindete müssen ihre Umwelt vorwiegend durch Tasten wiedererkennen.

Nach Spurgeon English sind Lieben und Berühren untrennbar.³¹ Ohne Berührung und die sinnliche Erregung kann keine Liebe entstehen. Ebenso wie ohne Zuneigung und taktile Stimulation keine soziale Harmonie möglich ist. Was wir lieben, wollen wir berühren. Physische Nähe trägt zur sozialen Ausgeglichenheit bei, soweit sie die Möglichkeit zu fühlbarer Nähe schafft. Trennung dagegen bewirkt soziale Unausgeglichenheit. Wie es im Englischen heißt: »Mißverständnisse kommen dadurch zustande, daß man weit voneinander getrennt ist, lösen sich aber auf, sobald man nahe beieinander ist.« Ähnlich drück Charlotte Wolff diesen Sachverhalt aus, wenn sie sagt:

»In Geborgenheit und Liebe bekommt Zärtlichkeit eine »fühlbare« Qualität, die sich hauptsächlich in behutsamen und zarten Gesten der Hände ausdrückt, die damit gleichzeitig ihre Freude am Berühren und ihre unbewußte, natürliche Neugierde befriedigen. Durch Berührung des Liebesobjektes gewinnt das Kind seine erste emotionale und sinnliche Erfahrung.«³¹

Allmählich wächst unser Wissen über die Bedeutung, die die taktile Hautstimulation für die Entwicklung des Atmungs-, Geschlechts- und Verdauungssystems des Säuglings hat. Darüber hinaus gibt es jedoch bereits genügend Beweise für Retardierungen und für Entwicklungsstörungen aufgrund mangelnder körperlicher Berührungen. Säuglinge und Jungtiere, die nur sehr wenige Berührungskontakte mit der Mutter gehabt haben, sind wahrscheinlich ängstlicher, zuneigungsbedürftiger und unfähig, wirkungsvoll Beziehungen zu anderen aufzunehmen oder auch Zuneigung auszudrücken. Durch den Mangel an Körperkontakt mit der Mutter wird das spätere Zeigen von Zuneigung am stärksten behindert, und da der Ausdruck von Zuneigung ein wesentliches Moment von Liebe ist, kann die Bedeutung der taktilen Stimulation für die Entwicklung des Menschen gar nicht genug betont werden. So galt im 19. Jahrhundert unter dem Einfluß des Victorianismus das Zeigen von Gefühlen zwischen den Geschlechtern als »unfein« und »vulgär«. Das führte dazu, daß in den Umgangsformen eine distanzierte Haltung eingenommen wurde und Körperlichkeit kaum zugelassen wurde. Vielleicht liegt in dieser berührungsfeindlichen Entwicklung der Grund dafür, daß noch im 20. Jahrhundert männliche Kinderärzte davor warnten, zuviel Zuneigung an Kinder zu verschwenden, sie beim Schreien hochzunehmen, sie nach Bedarf zu stillen oder sie in den Schlaf zu wiegen.³² Zweifellos haben diese Erziehungspraktiken Männer und Frauen hervorgebracht, die zwar Liebeserklärungen formulieren können, jedoch nicht in der Lage sind, sie in Handlungen umzusetzen. Ein Streicheln der Wangen ist kaum ein Ersatz für die vielen taktilen Liebesbeweise, nach denen wir uns täglich sehnen. Fremden schütteln wir die Hände; mit Familienmitgliedern und Freunden treten wir jedoch in engeren Kontakt. Wir umarmen uns, küssen uns, legen die Arme umeinander. Auch unserem Liebespartner geben wir nicht die Hand, sondern wir küssen ihn, umarmen uns und vereinigen uns in der vollkommensten Form der Berührung – im Geschlechtsakt.

Anmerkungen

- 1 Ashley Montagu, *Touching: The Human Significance of the Skin*, New York 1978.
- 2 F. Wood Jones, *The Principles of Anatomy as Seen in the Hand*, Baltimore 1942, S. 324 ff.
- 3 Davenport Hooker, *The Prenatal Origin of Behavior*, Lawrence, Kansas 1952, S. 63.
- 4 Otto Rank, *Das Trauma der Geburt*, Wien 1924.
- 5 Ashley Montagu, *Prenatal Influences*, Springfield, Illinois 1962.
- 6 Alfred Tennyson, *In Memoriam*, Published anonymously, 1850.
- 7 S. R. N. Chamfort, zitiert nach der engl. Ausgabe, *Products of the Perfected Civilization*, New York 1969, S. 170.
- 8 Ashley Montagu, *Touching* (s. Anm. 1).
- 9 Otto Weininger, *Physiological damage under emotional stress as a function of early experience*, in: *Science*, 119 (1954), S. 285-286.
- 10 Frederick S. Hammett, *Studies in the thyroid apparatus: I*, in: *American Journal of Physiology*, 56 (1921), S. 196-204; und Frederick S. Hammett, *Studies in the thyroid apparatus*, in: *Endocrinology*, 6 (1922), S. 221-229.
- 11 W. R. Ruegamer, L. Bernstein und J. D. Benjamin, *Growth, food utilization, and thyroid activity in the albino rat as a function of extra handling*, in: *Science*, 120 (1954), S. 184-185.
- 12 Harry F. Harlow, *Learning to Love*, New York 1971.
- 13 Harry F. Harlow, *The nature of love*, in: *The American Psychologist*, 13 (1958), S. 673-685.
- 14 Francis T. Pottenger, Jr. und Bernard Krohn, *Influence of breast feeding on facial development*, in: *Archives of Pediatrics*, 67 (1950), S. 454-461; Francis T. Pottenger, Jr., *The responsibility of the pediatrician in the orthodontic problem*, in: *California Medicine*, 65 (1946), S. 169-170.
- 15 Frances E. Broad, *The effects of infant feeding on speech quality*, in: *New Zealand Medical Journal*, 76 (1972), S. 28-31; Frances E. Broad, *Further studies on the effects of infant feeding on speech quality*, in: *New Zealand Medical Journal*, 82 (1975), S. 373-376; Frances E. Broad, *Suckling and speech*, in: *Parent's Centres Bulletin* (New Zealand), Nr. 53, November 1976, S. 4-6.
- 16 R. St. Barbe Baker, *Kabongo*, New York 1955, S. 18.
- 17 Lorna Marshall, *The IKung of Nyae Nyae*, Cambridge 1976; M. J. Konner, *Aspects of the developmental ethology of a foraging people*, in: N. Blurton Jones (ed.), *Ethological Studies of Child Behaviour*, London & New York 1972, S. 285-304; N. Blurton Jones, *Comparative aspects of mother-child contact*, *ibid.*, S. 305-328; E. Richard Sorenson, *The Edge of the Forest: Land, Childhood and Change in a New Gui-*

- nea Protoagricultural Society, Washington, D. C. 1976; Melvin J. Konner, *Maternal care, infant behavior and development among the IKung*, in: Richard B. Lee und Irven DeVore (eds.), *Kalahari Hunter-Gatherers*, Cambridge 1976, S. 218-245.
- 18 E. Richard Sorenson, *Cooperation and freedom among the Fore of New Guinea: a non-aggressive expression of human adaptation which altered as settled agriculture emerged*, in: Ashley Montagu (ed.), *Learning Non-Aggression*, New York 1978.
 - 19 L. Bernstein, *The effects of variation in handling upon learning and retention*, in: *Journal of Comparative and Physiological Psychology*, 50 (1957), S. 162-167.
 - 20 Urie Bronfenbrenner, *Early deprivation in mammals: a cross-species analysis*, in: G. Newton and S. Levine (eds.), *Early Experience and Behavior*, Springfield, Illinois 1968, S. 627-764.
 - 21 Jack T. Tapp und H. Markowitz, *Infant handling: effects on avoidance learning, brain weight, and cholinesterase activity*, in: *Science*, 140 (1963), S. 486-487.
 - 22 Harry F. Harlow, Margaret K. Harlow und Ernst W. Hansen, *The maternal affectional system of rhesus monkeys*, in: Harriet L. Rheingold (ed.), *Maternal Behavior in Mammals*, New York 1963, S. 276.
 - 23 Ebenda.
 - 24 O. C. Irwin und L. Weiss, *The effect of clothing and vocal activity of the newborn infant*, in: W. Dennis (ed.), *Readings in Child Psychology*, New York 1951.
 - 25 A. Aldrich, C. Sung, und C. Knop, *The crying of newly born babies*, in: *Journals of Pediatrics*, 27 (1945), S. 95.
 - 26 Harry Bakwin, *Emotional deprivation in infants*, in: *Journal of Pediatrics*, 35 (1949), S. 512-521.
 - 27 Harry F. Harlow, *Learning to Love*, New York 1971.
 - 28 Mary Shirley, *The First Two Years. A Study of Twenty-Five Babies*, 3 Bde. Minneapolis 1931/1933.
 - 29 Gordon Bottomley, *A Hymn to Touch*.
 - 30 Sheila Hocken, *Life at first sight – the surprising world of Sheila Hocken*, in: *The Listener* (London), 10. Juni 1976, S. 730-731.
 - 31 O. Spurgeon English, *Sex and human love*, in: D. P. Geddes und E. Curie (eds.), *About the Kinsey Report*, New York 1948, S. 101.
 - 32 Charlotte Wolff, *A Psychology of Gesture*, London 1948, S. 49.
 - 33 Ashley Montagu, *Touching* (s. Anm. 1).
 - 34 William Painter, *The Palace of Pleasure*, London 1566, I.43.